Digitized by the Internet Archive
in 2013

http://archive.org/details/ueberdasmeerroma11parl

Hans Parlow.

Ueber das Meer.

I.

RBR
Jantz
#34
v.1

Ueber das Meer.

Roman

von

Hans Parlow.

Erster Band.

Dresden und Leipzig.
Verlag von Carl Reißner.
1895.

Der

Marquesa de Torre-Alta

als

Zeichen der Erinnerung

und Freundschaft.

Der Verfasser.

Granada, im Frühling 1895.

I.

Es war im September des Jahres 1851.

An einem der vielen Kanäle, welche aus dem Lek, dem breiten Rheinarm, welcher den Hafen Rotterdams bildet, rechts in die Stadt hinein führen, lag und liegt auch noch heute das „British Hotel“, ein Gasthaus zweiten Ranges, dessen geräumige Gaststube damals wie heute hauptsächlich von deutschen und englischen Seeleuten besucht wurde.

Es war bereits Nacht; an einem der einfachen Tische der Gaststube hielten sich noch drei Besucher auf. Zwei lehnten vertraulich neben einander an der Wand; der dritte saß auf einem Stuhl ihnen gegenüber. Alle Drei tranken Bier und rauchten lange holländische Zigarren.

Den ersten Beiden sah man auf den ersten Blick an, daß es Seeleute, Schiffskapitäne waren.

Die Segelschifffahrt hatte um jene Zeit ihre höchste Blüthe erreicht; die seemännische Tracht war dessen ungeachtet, zumal bei den Kapitänen, bereits im Vergehen begriffen. Der blaue Rock aus schwerem groben Tuch,

mit zwei Reihen großer Hornknöpfe versehen und übereinander geknöpft, existirte nicht mehr; ebenso wenig der breitkrämpige Hut aus schwarzem Wachstaffet und grünem Flanellfutter. Der Rock war wohl noch blau, bestand aber aus feinerem Tuch, war modisch gehalten, und nicht grün, sondern dunkel gefüttert; der Hut war der englischen Mütze mit gradem Schirm gewichen. Diese Beiden trugen sogenannte Scotchmen mit „Stückpforten“; d. h. dunkle schottische Mützen, deren unterer Rand mit zwei oder drei Reihen kleiner weißer Quadrate versehen war. Was sie indessen unfehlbar als Seeleute kennzeichnete, war ihre Unterhaltung, die derben rothen, früh gealterten Gesichter und vor Allem die glatt rasirte Oberlippe, welche zu den rothbraunen Kinnbärten den Gegensatz bildete. Denn der Schnurrbart war damals in seemännischen Kreisen noch auf das Strengste verpönt.

Der Eine war ein Rostocker, während der Andere sich durch seine übertrieben breite und schleppende Aussprache sofort als Memler verrieth. In „Mämel“ oder sogar „Meimel“ hat der bekannte ostpreußische Dialekt seine schönste Blüthe getrieben.

Der Rostocker nannte sich Kapitän Vogt, der Memler hieß Kapitän Michelis.

„Nein, auf solche Fahrten lassen wir uns nicht ein,“ schloß Vogt an den Gesprächsstoff an; „weder ich, noch meine Rheder, und am allerwenigsten mein Schiff. Einmal

hab' ich's riskirt und war drüben in Martinique, um Zucker zu holen. Der Zucker wurde auch richtig verladen. Aber unterwegs scheint meinem alten Seelenverkäufer etwas am Leibe geplatzt zu sein, denn als ich in London die Luken wieder aufmachen ließ, war aus dem Zucker Zuckerwasser geworden."

Kapitän Michelis lachte schallend auf; der dritte Gast lächelte.

„Und Du, Michelis, gehst Du noch auf weite Fahrten?" fuhr Vogt fort.

„Ich? ich freue mich, wenn ich meinen Kasten ohne Havarie aus der Ostsee nach England bringe. Weiter will er nicht. Die alte Mißgeburt hat ihre Eigenheiten. Wenn ich aus dem Hafen rauskomme, dann beginnt sie sich sofort nach rechts oder nach links umzusehen, als ob sie nach einem Wirthshaus suchte. Ich muß bei 'nem bischen Brise sofort zwei Leute ans Rohr stellen; und auch dann parirt sie nicht Ordre, das Rohr wirft die Leute über den Haufen und schlägt Alles in Stücke."

„So schlecht steuert Dein Schiff?"

„Nach England find' ich mit ihm hin. Aber was willst Du, mehr verlangen wir ja auch nicht. Im Frühjahr von Memel nach den Norderbotten, um Holz nach England zu bringen; von England mit Kohlen nach Archangel oder Onega; von Onega mit Holz nach England zurück; und von England mit Kohlen oder Salz

nach der Ostsee zurück. Dann sich den Weihnachtsbaum ansehen und drei Monate mit Frauchen und Kinderchens spielen. So geht es Dir, wie mir. Es ist ja auch nicht das Schlechteste. Wir müssen schon so verbraucht werden, Vogt."

„Stimmt. Die langen Fahrten sind für junge Kerls und neue Schiffe. Wenn Sie erst älter und verheirathet sein werden, Kapitän Wahlberg, wird es Ihnen auch nicht mehr behagen, sich das ganze Jahr auf der See herumzutreiben. Sie sollen mal sehen, wie angenehm dann die drei Monate Winterlage sind. Werden Sie bald heirathen, Kapitän Wahlberg? Gefallen Ihnen die Frauensleute nicht?"

„Ist es nothwendig, sich zu verheirathen, wenn sie Einem gefallen?" fragte der Dritte lächelnd.

„Ah, Schwerenöther! Aber passen Sie auf, Sie bekommen den Kram satt. Jetzt noch nicht, das glaub' ich. Ist auch noch nicht nöthig. Besonders, wenn man solches Schiff unter sich hat, wie Sie. Gestern ging ich an Ihrem Kai vorbei und sah es mir an. Hast Du es Dir auch angesehen, Michelis? Donnerwetter, ist das Ding scharf gebaut; und festes Holz scheint es auch zu haben. Das Eichenholz, aus welchem die Hamburger ihre Schiffe bauen, ist wie Eisen."

„Ich hab' es mir ebenfalls angesehen. Ein bischen lang kam es mir vor; ich mein', im Verhältniß zum

Tiefgang," sagte Michelis. „Dreht es gut, Kapitän Wahlberg?"

„Bei flauer Kühlte oder unter kleinen Segeln dreht es im weiten Bogen. Bei scharfer Brise und zwölf Knoten Fahrt aber dreht es beinahe im spitzen Winkel."

Michelis riß die Augen auf.

„Donnerkiel! Zwölf? Dann können Sie ja in zehn Stunden durchs Kattegat laufen. Sind Sie mal in der Ostsee gewesen, Wahlberg?"

„Ich lief in neun und einer halben Stunde durchs Kattegat."

„Donnerkiel, Donnerkiel! Das flitzt ja wie'n Vogel!"

„Darum führt es den Namen Möwe", sagte der Andere lächelnd.

„Das Kattegat, das Kattegat, das macht so manchen Seemann matt," seufzte der Memler. „Neun einhalb Stunden? Vier Wochen hab ich einmal dort gekreuzt; meine Mißgeburt hat noch niemals so viele Wirthshäuser gerochen, wie auf dieser Kreuzfahrt im Kattegat."

Die beiden Andern lachten.

„Um wieder auf Ihre Reise zu kommen, Kapitän Wahlberg," begann Vogt wieder, „sind Sie schon einmal dort unten gewesen?"

„Dort unten, ja. Im Rio de la Plata nicht."

„Sondern?"

„Ich brachte Stückgüter von Hamburg nach Valva-

raiso, versegelte dann in Ballast nach Punta Arenas in Costa Rica, und ging von dort mit Kaffee nach Hamburg zurück."

„Donnerkiel! Sagen Sie, Kapitän Wahlberg, ist es wahr, daß dort unten rund Kap Hoorn solch 'ne unerhört hohe See steht?"

„Ja. Ich hab' auf der Hinreise drei Wochen lang nicht die Bramsegel losmachen können."

„Und auf der Rückreise?"

„Ich bin auf der Rückreise nicht um das Kap gekommen."

„Was?" Die beiden Kapitäne fragten zu gleicher Zeit und schauten den Sprecher verwundert an.

„Ich bin durch die Magelhaensstraße gesegelt," sagte dieser ruhig.

„Donnerkiel! Mit 'nem Segelschiff? Haben Sie denn auch Säbel und Schießzeug an Bord gehabt?"

„Warum?"

„Weil man dort jede Nacht zu Anker gehen muß, und es öfter passiren soll, daß die langen Kerls, die Patagonier, an Bord kommen, und Alles kurz und klein schlagen!"

„Ich habe nichts davon bemerkt," sagte Wahlberg lächelnd.

„Hat das Kreuzen in der Straße nicht Ihre Reise verzögert?" fragte Vogt, der weniger aufgeregt und etwas

unterrichteter war, als der Memler. „Der Weg ums Kap ist doch bequemer. Man hat mir gesagt, daß wegen der hohen Berge manchmal wochenlang sich kein Lüftchen in der Straße regt. War in Ihrem Fall die Gelegenheit günstig, kamen Sie schnell durch?“

„Drei Wochen mußte ich auf derselben Stelle vor Anker liegen,“ sagte Wahlberg sehr ruhig.

Die beiden Kapitäne schauten sich an.

„Gerade um mir die Berge anzusehen, wählte ich den Weg durch die Straße, meine Herren. Ich habe während meines Lebens und auf der ganzen Welt nichts Schöneres und Großartigeres gesehen. Das blaue Eis der Gletscher reicht beinahe bis an das spiegelglatte, dunkelgrüne Wasser; der schmale Zwischenraum zwischen dem blauen Eis und dem grünen Wasser ist mit Fuchsien und Blumen aller Farben ausgefüllt. Ich ließ mich jeden Tag ans Land setzen, legte mich dort nieder, schaute in die Höhe und habe niemals einen größeren Genuß gehabt.“

Als Wahlberg geendet, betrachtete er mit leichtem Spott die beiden Seeleute. Der Spott auf seinen Zügen verging, als Jene, welche bisher verblüfft auf ihre Gläser niedergesehen hatten, ihn wieder anschauten.

„Dunnerkiel! Aber was sagt dazu Ihr Rheder, Kapitän Wahlberg?“ rief der Memler.

„Das scheert ihn wenig, Wahlberg fährt ja für

eigene Rechnung," antwortete Vogt für jenen. „Also für einen Genuß halten Sie das, Kapitän Wahlberg? Ich muß sagen, daß unsere Ansichten über Genüsse da etwas auseinanderliegen. Ich gehe auch gern mit meiner Frau und Kinderchen bei schönem Wetter in 'nen hübschen Garten und trink' dort mit ihnen Kaffee; das ist ein Genuß. Aber die Sorte von Genüssen, welche Sie zu lieben scheinen — ich muß gestehen, Kapitän Wahlberg — ich weiß, Sie sind ein studirter Mann — aber dieses Mal möcht' ich Ihnen Ihr Fahrwasser doch lieber allein über lassen."

Wahlbergs Lächeln war dieses Mal unmerklich. Er antwortete nicht.

Er war ein schlanker, blonder Mann, welchem man den Seemann nicht ansah. Die Stirn war hoch, die Nase grade, die Augen dunkelblau; das Einzige, das auf den Seemann deuten konnte, war die lichte braune Farbe, welche sein Gesicht, auch die Stirn, bedeckte. Denn auch die Oberlippe war, gegen den Seemannsbrauch, von einem hellblonden Schnurrbart beschattet; die Spitzen desselben waren freilich nicht aufgedreht, sondern verloren sich in dem schmalen, langen Kinnbart, der bis auf die Brust herabfiel. Er saß nicht, besaß nicht die Gangart, grüßte nicht, wie die Seeleute, war auch nicht wie sie gekleidet. Ueber dem feinen, dunkelblauen Rock trug er einen hell grauen Sommerpaletot; auf einem Stuhle neben ihm lag

Zylinderhut und die grauen Glacéhandschuhe. Auf einem zweiten Stuhle lag ein Blechbehälter mit Schiffsdokumenten und ein in eine Zeitung eingeschlagenes Logbuch.

Wahlberg hatte heute sein Schiff ausklarirt und wollte morgen in See gehen.

Die beiden Kapitäne schlürften ihr Bier und schienen über den sonderbaren Seemann nachzudenken, dessen Naturgenüsse soweit verschieden waren von ihren eigenen.

„Um wieder auf Ihre Reise nach Buenos Aires zu kommen," begann endlich Vogt wieder, „so ist es in diesem Fall noch etwas Anderes, als die große Entfernung, die einen Menschen scheu macht, was mich veranlassen würde, nach einem anderen Hafen zu laufen. Wissen Sie denn, daß in Buenos Aires noch der Kerl, der Rosas, regiert, Kapitän Wahlberg?"

„Ja."

„Und fürchten Sie sich denn nicht, Ihr Schiff zu verlieren, oder daß es Ihnen sogar selber an den Kragen geht?"

Wahlberg lächelte.

„Ich weiß, Wahlberg, daß Sie ein studirter Mann sind und mit Menschen umzugehen verstehen. Aber in diesem Fall nehmen Sie es vielleicht zu leicht. Dort unten ist kein Konsul, der Ihnen beistehen kann; und wenn dort ein Konsul wäre, so hätte doch kein deutscher Staat ein Kriegsschiff bei der Hand, um den Konsul zu

helfen. Der Rosas würde sich auch drei Teufel um ein Kriegsschiff scheeren. Lesen Sie denn nicht die Zeitungen, Kapitän Wahlberg?"

„Es kommt mir so vor, als wenn die Zeitungen selber nicht recht wissen, was dort unten vorgeht, Kapitän Vogt."

„Es geht dort Vieles vor, Wahlberg. Das einzige Mal, welches ich über die Linie hinausgewesen bin, ging es gerade dorthin, wo Sie jetzt auch hingehen, also nach dem River Plate."

„Nun? Und haben Sie dort etwas erlebt? Erzählen Sie, erzählen Sie," bat Wahlberg mit etwas übertriebenem Interesse.

„Aber lüg' nicht, Vogt," sagte Michelis.

„Wenn Du mir nicht glauben willst, setz' Dich an einen anderen Tisch. Hören Sie zu, Kapitän Wahlberg. Es ist zehn Jahre her, ich war damals noch Steuermann auf 'ner Rügenwalder Bark, wir gingen mit Kohlen von Newcastle nach Buenos Aires. Das Revier ist dort flach, wir mußten wohl 'ne deutsche Meile von Buenos Aires in River Plate ankern. Der Alte gab mir seine Instruktionen und fuhr dann an Land. Am anderen Tage kam er wieder an Bord und brachte außer seinem eigenen Boot noch ein großes Boot voll Proviant mit. Besonders freuten wir uns über die Melonen, die wir bei der Hitze, die es machte, mit Genuß auszulutschen

gedachten. Ich merkte gleich, daß der Alte etwas ernst war, als er an Bord kam; er ging sofort in die Kajüte hinunter. Ich befahl dem Kajütenwächter, die Melonen ebenfalls hinunterzuschaffen. Gleich darauf rief der Alte von Achtern: ‚Steuermann, kommen Sie herunter, ich hab' Ihnen was zu erzählen!' In der Kajüte fand ich den Alten, wie er sehr nachdenklich auf die Melonen herunterfah, die der Kajütenwächter in einem Winkel übereinandergestaut hatte. Als ich eintrat, sah er mich an und sagte: ‚Ein tolles Land ist das hier, Steuermann. 'Ne feine Stadt; aber mit den Menschen möcht' ich lieber nichts zu thun haben. Hören Sie an, was mir gestern passirt ist. Ich gehe also gestern Abend durch die Straßen, sehe mir die hübschen Mädchens an, ärgere mich darüber, daß ich nicht spanisch sprechen kann, und bleib' dann und wann stehen und seh' den Mädchens nach. Als ich wieder einmal stehen geblieben war, klopft mir jemand auf die Schulter; ich dreh' mich um und sehe vor mir einen feinen Herrn, der etwas größer ist, als ich, höflich den Hut abnimmt und mich auf spanisch anredet. Als ich den Kopf schüttele, lacht er und spricht englisch; das verstehe ich. Er sagte ungefähr: ‚Kapitän, hier ist man sicherer, wenn man eine rothe Schleife im Knopfloch trägt,' nimmt dann wieder höflich den Hut ab und geht weiter. Ich denke, der Schafskopf hat sich über mich lustig machen wollen und will ebenfalls weiter

gehen; da kommt aber ein Anderer, ein Kerl mit rother Weste und grauem Filzhut und einer rothen Schleife daran, auf mich zu und fragt, was jener Herr zu mir gesagt hat. Da dieser Zweite gleich französisch sprach, so wußte ich sofort, was er wollte und gab ihm Auskunft. Ob ich auch gewußt habe, wer jener Erste sei, der eben mit mir gesprochen habe? Nein. Nun, es sei gut, wenn ich mir sofort eine rothe Schleife ins Knopfloch steckte; denn diese Schleife trügen alle Diejenigen, welche von der Partei des Rosas seien, und wer sie nicht trüge, könne leicht um einen Kopf kürzer gemacht werden; und Derjenige, der da eben mit mir gesprochen habe, sei er selber, Rosas, der Präsident der argentinischen Republik gewesen. Sie können sich denken, Steuermann, wie mir zu Muthe war; und Sie können mir glauben, daß ich sofort in mein Gasthaus zurücklief und meine Wirthin bat, mir etwas Rothes ins Knopfloch zu nähen. Die machte das denn auch so flink wie möglich und sagte dabei — es war eine Französin — ‚das hätten Sie schon längst thun sollen, Monsieur le Capitaine.‘

„Hören Sie aber noch eine andere Geschichte, die mir heute Vormittag passirt ist. Ich gehe also wieder durch die Straßen, als ein mit zwei Eseln bespannter und mit Leinwand bedeckter Karren an mir vorüber will. Der Kutscher, ein gelber Kerl mit widerwärtiger Fratze, kam mir vor wie ein Gemüsemann vom Lande, und

meine Ansicht wurde bestätigt, als ich hörte, daß er Melonen ausrief. Ich dachte, meine Kerls an Bord sind neunzig Tage in See gewesen, ohne einen Apfel oder dergleichen auch nur von Weitem gesehen zu haben. Da das Zeugs hier so billig ist, willst Du ihnen eine Freude machen und ein Dutzend Melonen an Bord schicken. Ich winkte also dem gelben Kutscher zu, er solle halten. Das that er denn auch und grinste dabei mordsmäßig; ich dachte, er freute sich über das gute Geschäft, das er mit mir machen würde. Er machte eine Bewegung mit der Hand, ich sollte an seinen Wagen herantreten und ihm helfen, die Leinwanddecke in die Höhe zu heben. Das that ich denn auch. Wissen Sie, was ich dort sah? Ich sag' Ihnen, der Prientabak, an dem ich kaute, kam mir beinahe in die unrechte Kehle, als der Kerl das Laken aufgehoben hatte. Denn, was glauben Sie, das ich sah? Menschenköpfe, wohl an die zwanzig oder dreißig, abgehauene Köpfe, blutig, mit verfilzten blutigen Bärten und großen Glotzaugen — Donnerlichting, Steuermann, Sie können sich denken, was ich für'n Gefühl im Magen hatte. Ich spuckte aus und lief fort. Meine Wirthin erzählte mir, daß er das öfter so macht, der Rosas nämlich. Ueber Nacht läßt er zwanzig oder dreißig von seinen Feinden köpfen, und am anderen Tage läßt er die abgehauenen Köpfe in der Stadt herumfahren und als Melonen ausrufen. Es ist ihm nämlich daran gelegen

daß alle Welt davon erfährt, wie er mit seinen Feinden umgeht; und wenn die Dienstmädchen an den Wagen herantreten und statt der Melonen abgehauene Köpfe sehen, dann eben erfährt alle Welt davon."

Das Alles erzählte der Alte. „Sie können sich denken, Kapitän Wahlberg, daß mir die Lust verging, an Land zu gehen, und daß ich mir Buenos Aires darum nur von Weitem angesehen habe."

Vogt hielt erschöpft inne, setzte dann das Glas an den Mund, setzte es wieder ab und schaute erwartungsvoll zu Wahlberg hinüber.

„Nun, was sagen Sie dazu, Kapitän Wahlberg?"

„Das ist zehn Jahre her, Kapitän Vogt?"

„Ja. Er war damals in Buenos Aires schon an die zehn Jahre am Ruder, es sind jetzt also beinahe zwanzig Jahre, daß sie ihn dort auf dem Halse haben. Was sagen Sie zu dem, was ich Ihnen eben erzählt habe?"

Wahlberg zuckte die Achseln.

„Kapitän Vogt, wenn Einer sich in der Regierung festmachen will, dann pflegt es ihm auf einige Dutzend Köpfe nicht anzukommen. Wenn sie erst festsitzen, pflegen diese Leute mit den Hinrichtungen nachzulassen. Als ich in Chile und Costa Rica war, erzählten sie mir ebenfalls manche Räubergeschichten über ihre Präsidenten; ich aber

bin ins Theater gegangen, bin überall spazieren gegangen, ohne daß sich Jemand an mir vergriffen hätte."

Vogt zuckte die Achseln.

„Sie werden ja Gelegenheit haben, sich selber davon zu überzeugen, wie es in Buenos Aires zugeht. Ich bin ein dummer Kerl und verstehe nicht, Ihnen das zu erklären. Ich sagte Ihnen auch eben, daß die Schiffe dort weit draußen auf der Rhede liegen müssen. Haben Sie einen Steuermann, auf den Sie sich verlassen können? Da Sie die Geschäfte am Lande besorgen müssen, bleibt das Schiff mit Allem was drum und dran ist, dem Gutdünken des Steuermanns überlassen."

In Wahlbergs Stirn zeigte sich eine leichte Falte.

„Mein Steuermann wurde hier in Rotterdam krank. Ich habe ihn nach Hause befördern und einen neuen nehmen müssen."

„Von wem ist er Ihnen empfohlen? Kannten Sie ihn schon von früher her?"

„Ja, ich kannte ihn schon früher," sagte Wahlberg zögernd.

Dann schwieg er und sah nachdenklich dem Rauch seiner Zigarre nach.

„Kapitän Wahlberg, ich weiß wohl, daß Sie ein kluger Kopf sind," bemerkte Vogt nach einer Pause. „Sie werden die Geschichte dort drüben schon richtig abwickeln, ich habe Ihnen keine Angst machen wollen. Ich hab'

nur gemeint, daß ein gutgemeinter Rath von Seemann zu Seemann nichts schaden kann."

Wahlberg reichte ihm die Hand und schüttelte dieselbe.

„Wenn Sie mir Ihren Rath nicht freiwillig angeboten hätten, dann würde ich um denselben gebeten haben."

Dann erhob er sich.

„Der Vogt hat Ihnen wohl ein so großes Gruseln beigebracht, daß Sie jetzt auf das Konsulat gehen, um Ihr Testament zu machen?" fragte Michelis.

„Das nicht," lachte Wahlberg. „Da ich aber in der That nach ganz absonderlichen Gegenden zu reisen scheine, in denen von Gottesfurcht und Zivilisation nicht viel die Rede ist, so möchte ich die Zivilisation noch einmal genießen. Ich möchte ins Theater gehen, meine Herren."

„Nach dem Theater aber kommen Sie hierher zurück und trinken noch mit uns ein letztes Glas Grog, nicht?"

„Gern."

Wahlberg zog die Handschuhe an, setzte den Zylinder auf, nahm die Blechbüchse mit den Schiffspapieren und das Journal unter den Arm, grüßte die beiden Kapitäne mit der Hand und ging hinaus.

„Dort geht er hin, mit der Bramstang' auf dem Kopf; sieht eher aus wie'n Regierungsrath, als wie'n Jan Schlengerunndiestang," sagte Kapitän Michelis.

„Er ist aber nicht allein ein feiner Kerl, sondern auch ein fixer Kerl. Jedes Thierchen hat sein Pläsirchen, darum

laß ihm seine Braunstein und seine Glacehandschuh' und all' den übrigen Kram. Mir gefällt an ihm, daß er, obwohl er hundert Mal mehr weiß als Unsereiner, doch Alles aus sich 'raus holen läßt und anhört und sich nicht überhebt."

„Wer sich überhebt, bist Du. Hab' ich vielleicht schon behauptet, daß er nicht ein fixer Kerl und ein feiner Kerl ist? Alle Hannoveraner sind feine Kerls. Das macht die Art, wie sie das Deutsche aussprechen. Dunnerkiel! Wenn Unsereiner sich daneben hören läßt, wird er kaum für voll angesehn. Weißt Du, was ich thun werd', Vogt? Ich werd' meine Jungens, wenn sie größer werden, in Hannover in die Schul' gehen lassen, damit sie sich 'ne gute Aussprache angewöhnen."

„Da die Appels nicht weit vom Stamm zu fallen pflegen, so ist es die Frage, ob das später noch bei Deinen Jungens helfen wird," sagte Kapitän Vogt ruhig.

Kapitän Michelis lachte und machte, als wenn er dem Andern das gefüllte Bierseidel an den Kopf werfen wollte. Aber er ließ das Seidel stehen und trank das Bier lieber aus.

„Also nach Buenos Aires segelt er?" fuhr Michelis fort, nachdem er seinen Durst gestillt. „Kann er denn spanisch?"

„Der? Gestern Abend beim Konsul kam die Rede auf ihn. Der Konsul sagte, daß Wahlberg sechs Sprachen

fertig spricht, außer dem lateinischen und griechischen Krimskrams, den er noch von der Schule im Kopf hat."

„Dummerkiel! Warum wird er denn nicht Professor oder Schuldirektor?"

„Des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Weil er nicht will, Michelis. Wollen wir jetzt ein Partiechen Sechsundsechszig spielen?" —

Einige Schritte von dem British Hotel entfernt lief der Hafenkai vorbei. An der Treppe, welche ungefähr gegenüber dem Hotel vom Wasserspiegel zur Straße empor führte, lag Wahlbergs Boot.

Es war eine leichte, schlanke Gig, innen und außen weiß angestrichen; an jeder Seite der Regeling befanden sich drei Löcher für die Messinggabeln, in welche die langen eschenen Riemen eingelegt zu werden pflegten.

Im Hintertheil des Bootes lag ein geschnitztes Fußbrett aus dunklem Holz; dort, wo der Steurer den Rücken anlegen mußte, ging ein Querbrett von Bord zu Bord, auf welchem in roth und weiß das hamburgische Wappen gemalt war.

Heute steckten nur zwei Messinggabeln in der Regeling, ein Zeichen, daß das Boot heute nur von zwei Matrosen gerudert wurde.

Die beiden Leute saßen auf der Treppe. Es waren Burschen in den mittleren Zwanzigern. Der Eine hatte ein frisches, offenes Gesicht, wasserblaue Augen, ein glatt-

rasirtes Gesicht; die Haare waren hinten gleichmäßig lang geschnitten und bildeten eine Art Welle, die nach unten hin stärker wurde, und nur den unteren Theil des sonnverbrannten ausrasirten Nackens frei ließ. Der andere Matrose war bleich und pockennarbig, hatte kleine dunkle Augen, eine aufgestülpte Nase und kurzes schwarzes Haar.

„John," sagte Wahlberg zu dem blonden Matrosen, „dieses Buch hier ist das Journal und in dieser Blechschachtel sind die Konnaissemente; nimm also Beides in Acht. Far' an Bord, sag' dem Steuermann, er möchte Beides auf den Tisch in meiner Schlafkammer legen, und komm dann mit dem Boot wieder hierher zurück."

„Ja wohl, Kap'tän Wahlberg."

Der Letztere stieg wieder die Treppe herauf und verschwand.

Das Boot stieß von der Mauer ab; die beiden Matrosen legten die Riemen ein.

„Lichting, was ist mich das?" begann John. „Ich hab' es Dich schon erst sagen wollen, Karl. Das ist mich kein Gigschlag nicht. Beeile Dir nicht so; lege Dir weiter vor mit dem Brustkasten, und bevor Du dem Riemen anholst, dann laß ihm 'nen Augenblick außer Wasser. So! Leg' Dir noch weiter vor mit dem Brustkasten. Siehst? Du bist erst acht Tag' an Bord, sonst hätt' ich es Dich schon längst gezeigt. Siehst?

Jetzt geht's. Wo hast Du gefahren, bevor Du hier an Bord kamst, Karl?"

„Zuerst beim Pillauer, dann bei 'nem Wismarer, Barther, Kieler — ich hab' an die zwanzig Schiffe gehabt. Beim Dän' hab' ich auch gefahren. Zuletzt war ich beim Danz'ger."

„Ich kann es mich denken, daß Du denn keinen Gigschlag nicht kennst. Denn all diese Rheders von die Ostsee haben nicht so viel übrig, daß sie, wenn sie ihre alte Seelenverkäufers bauen, ihnen auch mit 'ne Gig bedenken. Also bei so viele hast Du gefahren? Weißt Du, daß mich das nicht von Dich gefällt? Du scheinst mich zu Diejenigen zu gehören, welche alle Augenblick das Schiff wechseln, und wenn sie heute an Bord kommen, versichern, daß dieses 'ne alte Pandel sei, während die Schut' von gestern 'n Kronschiff gewesen ist. Gehörst Du zu diese, Karl? Wenn Du zu diese gehörst, dann laß es mir nicht verspüren, damit Du mir nicht kennen lernst. Beim Dän' hast Du auch gefahren? Weißt Du, daß mir das nicht für Dir einnimmt? Weißt Du, daß die Dänen falsche Hunde sind? Und zuletzt warst Du beim Danziger? Wie kommt es, Karl, daß Du, der Du doch, wie sie mir gewahrschaut haben, von die Danziger Hochten ist, bei 'nem Landsmann von Dich erst ganz zuletzt gefahren hast?"

„Weil bei die Danzigers zu schlecht geschafft wird."

Schaffen bedeutet in der Seemannssprache essen.

John lachte.

„Alle die von jene Hochten kommen, sagen dasselbe. Ist es wahr, daß sie Euch dort Mehlklüten in die weißen Arsten zu schaffen geben, und daß graue Arsten binnenlands das Sonntagsessen ausmacht?“

„Ja.“

„Dann weiß ich, bei wem Du gefahren hast. Meinst Du, wir kennen diese Schiffe nicht, wenn sie auch über den englischen Kanal niemals nicht herausgehen, und sich niemals auf die Hochten verirren, auf die wir herumschwalken — meinst Du, wir kennen sie nicht? Diese vierkantige Kastens mit dem gelben Arstengang ums dicke Leib? Wir kennen ihnen schon daran, wie sie segeln; sie segeln nämlich mit 'ner bleiernen Ent' um die Wett'. Als wir 'mal im Kattegat waren, kam der Alte aus der Kajüt', bleibt an Deck stehen, steckt die Hände in die Taschen und lacht. ‚Sehen Sie doch, Steuermann, dort liegt ein Danziger, mitten im Winter mit dem Oberbramsegel im Top, aber vor Anker.‘ Denn Du mußt wissen, Karl, daß Eure Schiffe, wenn sie auch im Winter Oberbramsegels setzen und vorausseglen, doch immer vor Anker zu liegen scheinen. Wie gefällt Dich die Möwe?“

„Das Schiff ist gut.“

„Damit willst Du sagen, daß Dich etwas Anderes nicht gefällt. Was gefällt Dich nicht, Karl? Gefällt

Dich vielleicht der Alte nicht? Willst Du mir kennen lernen? Dich scheint der Steuermann besser zu gefallen, nicht wahr? Ich hab' das nämlich schon längst gemerkt, weil er Dir verschiedene Male angeredet hat. Mir hat er noch niemals nicht angeredet; aber ich mache mich nichts draus. Warum gefällt der Alte Dich nicht? Weil er 'ne Braunsteng' trägt und Leesegels beisetzt? Wenn Du erst länger an Bord bist, dann werd' ich Dich 'nen besseren Geschmack beibringen, hast gehört?"

„Ein Matros' hat dem andern Matros' nichts nicht zu sagen."

„So? Du scheinst nicht zu wissen, daß der Alte mir zum Bootsmann machen will. Dann drücke ich Dir breit, wie 'ne Spinne. Du sollst mich keine fremde Modens nicht hier an Bord einführen. Meinst Du, ich hab' nicht bemerkt, daß Du Dir manchmal bei nachtschlafender Zeit aus Deine Koje schleichst, um Dich Dein Mopsgesicht im Spiegel zu besehen? Hältst Du Dir für hübsch, Karl? Wenn Du Dir für hübsch hältst, dann muß ich Dir erklären, daß mir schlimm wurde, als ich Dir zum ersten Mal sah. Also laß solche Modens bei Seit', wenn Du mir nicht kennen lernen willst. Und Deine Meinung über dem Alten wirst Du auch bald ändern, sag' ich Dich. Ich will Dich einen Spaß von ihm erzählen. Wir segelten auf Hochten, wo Du noch niemals nicht hingekommen bist; wir gingen nämlich von

Neu-York nach Havana. Dort herum liegt 'ne Küst', die heißt Florida; an der springen die Böen manchmal so urplötzlich auf, daß Einer Gott danken kann, wenn Einer die Segels bei Zeiten festgemacht kriegt. Als die Bö kam, konnten wir die Segels wohl noch aufgeien; da wir aber nicht Händs genug an Bord hatten, so konnten wir sie bloß allmählich festmachen. Wir waren noch nicht mal bei die Segels vom großen Mast angekommen, als die Bö die Backen noch einmal so voll nahm. Junge, Junge, wie fing Dich das an zu wehen! Ich stand achtern ans Rohr. Das Gaffeltopsegel war schon so ramponirt, daß es wie 'n Spitzentuch aussah. Der Besan war in der Eile so schlecht an den Besansmast rangeholt, daß er mang seine Geitaue wie drei große Schweinsblasen aussah, die vom Wind aufgeblasen wurden und mordsmäßig hin und her schlugen. Der Alte steht auf dem Achterdeck, hat die Händ' in die Taschen, und sieht sich das schlagende Segel an. Weißt Du, was er that? Er stampft mit dem Fuß auf, sagt: ‚Lappen, Du sollst leben bleiben,' und jumpt wie der Wind die Besanswanten 'rauf. Als er am Sahling angekommen ist — denk Dich, das sind seine vierzig Fuß hoch — springt er von oben in das schlagende Segel 'runter, quetscht es mit die Arme und mit die Beine zusammen und fängt an drauf loszuarbeiten, als wenn er sich mit Einem prügelte. Lichting! Und er bekam dem Besan fest; eine Blase nach der andern quetscht er zu-

sammen. Ich stand am Rohr und hab' es gesehen. Haben die Danz'ger Kap'tän's auch solche Einfälle?"

„Das nicht. Meiner hatte 'mal den Einfall, mir bei Schneetreiben heraufzuschicken, um die Bramsteng' zu schrapen, als wir wegen Sturm unter Hela zu Anker gegangen waren."

„Dabei mußt Du ein angenehmes Gefühl in die Fingers gehabt haben. Aber Du brauchst Dir bei uns nicht deswegen zu fürchten; bei Stühm wird bei uns keine solche Arbeit niemals nicht gethan. Der Alte bei uns an Bord hat ein Einsehen. Viel 'rauf gehen wirst Du allerdings auch bei uns an Bord müssen, und vielleicht noch mehr wie beim Andern an Bord; denn da wir keine Jungens fahren und Du der Jüngste bist, wirst Du wahrscheinlich manchmal die Oberbramsegels festmachen müssen. Wenn Du Dich unsere Mastens angesehen hast, denn wird Dich das nicht wie 'ne Kleinigkeit vorkommen; aber Du kannst Dich ja 'n paar Zwieback und 'n halbes Pfund Pökelfleisch einpacken und es im Stengtop als Frühstück essen, damit Dich der Weg nicht zu lang vorkommt. Noch eins will ich Dich sagen. Der Koch ist ein guter Freund von mir, und deshalb mußt Du Dich mit ihm gut stehen. Und wenn ich und der Koch mir zanken, dann hat das nichts zu bedeuten. Hast gehört?"

Diese Unterhaltung wurde „missingsch" geführt; d. h. es sollte Schriftdeutsch sein, wie es die Landmenschen

sprechen. Wahlberg pflegte mit seinem Steuermann „missingsch“ zu sprechen, und die Matrosen, besonders John Bart, ahmten diese „gebildete Mode“ nach, verwechselten dabei aber grundsätzlich die Mirs und die Michs. John Bart war von der hannoverschen Küste und fuhr mit Wahlberg, so lange derselbe Kapitän war; Karl Zilkowski aus Danzig war eben erst an Bord gekommen.

II.

Wahlberg hatte einen Parketsessel genommen. Es war nicht mehr früh; der dritte Akt der „Afrikanerin" hatte bereits begonnen. Es war diese Afrikanerin selbstverständlich nicht die von Meyerbeer viel später komponirte, sondern die von Cliffet verfaßte Vorgängerin, deren sinnlich schöne Musik nur darum so schnell der Vergessenheit anheimfiel, weil der Komponist zu indolent war, um für seine Schöpfung Propaganda zu machen.

Wahlberg ließ sich ein Opernglas geben, dann ließ er sich in seinen Sessel zurückfallen, führte das Glas dann und wann ans Auge, lauschte aber meistens auf die Musik und dachte nach über ihre Gedanken und über die Formen, welche dieselbe zu malen schien oder vielleicht auch absichtlich malen wollte.

Formen? Wahlberg ließ das Auge über die versammelten Holländerinnen schweifen und lächelte: diese Formen malte sie sicherlich nicht. Triviale farbenreiche Gesichter, in den Zügen das Bestreben, einen guten Appetit als das höchste der Ereignisse zu feiern; die Armuth an Details auf diesen Gesichtern schien hinzudeuten auf

ähnliche Armuth im Kopf und im Herzen. Es fehlten die Details, wie dieselben am holländischen Kugelkäse fehlen.

Das war eine gesunde, aber sehr gewöhnliche Oberfläche. Es verlohnte sich nicht, in die Tiefe hinabzusteigen, da das, was man dort finden mochte, ebenfalls gewöhnlich und bekannt war.

Wahlberg hatte vorhin scherzend erklärt, das er angesichts der seltsamen Zustände, denen er in Südamerika begegnen würde, noch einmal die „Zivilisation" genießen wollte. Das Bild der Zivilisation und ihrer Träger, welches er hier im Theater genoß, war ihm so gleichgiltig, daß es, wenn er das Theater verließ, gleichzeitig aus seinem geistigen Auge gelöscht werden mußte.

Die Zivilisation, welche er nicht gern aufgab und in deren Genuß ihn diese Reise wahrscheinlich für lange Zeit beeinträchtigen würde, war die Musik.

Er schloß halb die Augen und fuhr fort, ihr zu lauschen.

Endlich seufzte er leicht auf und stützte den Kopf in die Hand.

Gewiß, daß es solche Beeinträchtigungen in seinem Leben gab, daran trug er selber die Schuld. Er war noch ein Kind gewesen, als sein Vater starb und ihm ein großes Vermögen hinterließ; die Mutter war schon vorher gestorben. Er absolvirte die Schule und bezog die Universität, studirte die Rechte und nebenbei alles Mögliche. Er gehörte einer Studentenverbindung an, wurde aber

schon ein halbes Jahr nach seinem Eintritt demittirt, wegen „Indolenz“, wie es in dem ihm zugestellten Absagebrief hieß. Er hatte die ganze Geschichte für lächerlich gehalten, es unbegreiflich gehalten, daß ein Student sich von einem anderen sollte befehlen lassen, der nur ein halbes Jahr älter in der Verbindung war, und es für geschmacklos erklärt, wenn in der wöchentlichen Versammlung eine Stunde lang darüber debattirt wurde, ob durch Repartition drei oder nur zwei neue Kommersbücher angeschafft werden sollten. Als er ins Examen gehen wollte und sich mit den Professoren in Verbindung setzte, fiel es ihm plötzlich auf, daß dieselben sämmtlich an unmotivirtem Hochmuth krankten; es trat zum ersten Mal die Bureaukratie an ihn heran, der er selber einst angehören sollte.

Da erkannte er seinen Charakter und kehrte gleichzeitig seiner akademischen und staatlichen Karriere den Rücken.

Er fand, daß er zu selbständig und zu eigenartig dachte, um sich einen Vorgesetzten gefallen lassen zu können. Seine innere Anlage machte das unmöglich; sein großes Vermögen gestattete ihm, sein Leben seiner Charakteranlage anzupassen. Es kam noch hinzu, daß die liberale Bewegung, welche das Jahr 1848 einleitete, ihm nicht sehr sympathisch war. Seine Abneigung gegen alles Parlamentarische war seit den schwatzhaften Debatten in der Studentenversammlung entstanden. Es fiel ihm nicht ein, irgend einem König oder Vorgesetzten zu gehorchen; noch weniger

aber fiel es ihm ein, Beamter zu sein oder auch eine führende Stelle in einem Staat zu bekleiden, der ihm sein Amt nur als Instrument einer Gesellschaft von Schwätzern überwies. Dem Staate einen absoluten König, der allen Andern, nur ihm allein nicht, seinen Willen auferlegen durfte.

Er quittirte also die Universität.

Jedoch dachte er nicht daran, als träger, unnützer Mensch sich ausschließlich dem Genuß seiner Renten hinzugeben. Einen Beruf wollte er haben; aber einen Beruf, der ihm erlaubte, in nicht allzu langer Zeit seinem unbeschränkten Willen zu leben.

So war er Seemann geworden. Acht Jahre trieb er es jetzt; die Disziplin, welche er sich selber gewählt, hatte er während seiner Matrosenzeit mit eisernem Willen ausgehalten. Er hatte mit den Matrosen zusammen geraucht und gegessen, und wie sie in demselben schmutzigen Rof geschlafen; obwohl er, da ja seine Kapitäne wußten, daß er nur an Bord war, um zu lernen und nicht um zu verdienen, wohl besser hätte essen und schlafen können. Seit drei Jahren besaß er sein schönes Schiff, durch welches er das Angenehme mit dem Nützlichen verband. Das Angenehme bestand darin, daß er keinem Rheder zu gehorchen brauchte und nur nach solchen Häfen segelte, die ihm beliebten; wenn es auch manchmal mit Ballast geschehen und er es von seinen Renten bezahlen mußte. Das Nützliche war, daß er einen Beruf, eine Beschäftigung

hatte, die ihm gestattete, das, was er verbrauchte, zu ergänzen; weiter, als auf eine Ergänzung des Verbrauchten dehnte er seinen Erwerb überhaupt niemals aus. Er konnte sich sagen, daß er freiwillig, ohne es nöthig zu haben, den schwersten Kampf mit dem Dasein kämpfe, daß er, um sein tägliches Brot zu verdienen, sich täglich der Lebensgefahr aussetze; daß er darum des Lebens werth sei, wie jeder Andere.

Die schroffen Ansichten seiner Studentenzeit waren zurückgedrängt, verwundeten nicht mehr, wenn sie auch keineswegs gestorben waren. Er hatte keine Enttäuschungen erlitten, war also nicht verbittert geworden; zugleich aber hatte er doch auch die Welt und die Menschen gesehen, hatte das Kleine und vermittels seines Berufes viel mehr noch das Große gesehen; und die weiche Empfindung, die Begabung, die hohe Bildung, mit welcher er all das, was an ihm vorüberzog, prüfte, hatten ihn zum ernsten, liebenswürdigen Mann gemacht, der, den Umständen gemäß, weich und zustimmend oder energisch und ablehnend zu sein vermochte. Meistens aber empfand er weich, da er das Meiste erklären konnte und darum zu verzeihen vermochte. Er war ein klein wenig Romantiker, wie das schon aus dem Sträuben vor einem Vorgesetzten und aus seiner Abneigung gegen diesen holländischen Hafen hervorgeht; auch ein wenig Träumer; es konnte ja auch nicht anders sein, das mußte er werden, wenn er Monate lang

unterwegs war, trotz seiner rastlos thätigen Gedankenwelt keinen Einzigen an Bord hatte, dem er etwas davon mittheilen konnte und seine Zwiesprache auf das weite Meer beschränkt sah.

Nun hatte er das Glas sinken lassen, gähnte und beschloß, der Musik zu lauschen. Plötzlich beugte er sich vor, als wenn seine Aufmerksamkeit unerwartet und ganz in Anspruch genommen würde.

Vor ihm, drei oder vier Stuhlreihen von ihm entfernt, saß ein Mann, der ihm bekannt vorkam. Als derselbe jetzt eine Bewegung nach der Seite machte, sah er, daß er sich nicht getäuscht hatte.

Das war ja sein Steuermann, nach ihm im Befehl seines Schiffes der Zweite; derselbe, welcher vor wenigen Stunden den kategorischen Wunsch ausgedrückt hatte, heute Abend an Bord zu bleiben, damit nicht in letzter Stunde, bevor das Schiff in See ging, unter der Mannschaft Unordnungen vorkämen.

Auch Steuermann Lunt war mit einer Eleganz gekleidet, welche auf seinen Stand kaum schließen ließ. Es war ein Mann mit dunklen Augen und dunklem Haar: das gebräunte Gesicht war mager, und, obgleich Lunt ebenfalls in den ersten dreißiger Jahren stehen mochte, von allzu vielen tiefen Linien zerrissen, die ihn älter erscheinen ließen.

Es gefiel Wahlberg nicht, daß sein Steuermann um diese Stunde hier saß. Er wußte, daß er das Land ebenso

sehr liebte wie die See; schon in den ersten Tagen hatte er es gemerkt. Aber er, der zu leben gewohnt war, ließ auch Andere leben.

Besonders seinem Steuermann gönnte er zu leben; denn der war Student gewesen an derselben Universität, um dieselbe Zeit wie er selbst. Weil Lunt keine Mittel besaß, um sein Studium zu beenden, war er in die weite Welt gegangen, war endlich Steuermann geworden und mußte auch für unabsehbare Zeit Steuermann bleiben, da er kein Geld hatte, um sich ein Schiff zu kaufen, anderer seits theils zu lange auf ausländischen Schiffen gefahren, theils die inländischen Rheder zu häufig gewechselt hatte, demnach bei keinem Rheder warm genug geworden war, als daß ihm einer von ihnen die Führung eines Schiffes anvertraut hätte.

Als er sich bei Wahlberg gemeldet, hatte dieser ihn sofort angenommen. Nicht grade, daß ihm dieser Mann mit seinem von Leidenschaften mitgenommenen Gesicht, mit dem stechenden Blick, der stets von der Seite traf, mit dem etwas hämischen Wesen, das er nicht einmal bei seiner Vorstellung zu verleugnen vermochte, besonders sympathisch gewesen wäre. Aber Lunt war aus Noth um seine Laufbahn gekommen, und Wahlberg wollte ihm sein Schicksal erleichtern, indem er ihm an seiner, des gebildeten Mannes, Seite eine Stellung anwies. Zugleich wollte der junge Schiffsführer einmal unter seinen Leuten einen

Gesellschafter besitzen, dessen Unterhaltung ihm die langen Reisen verkürzte.

Daß dieses Letztere nicht möglich war, hatte er ebenfalls schon nach wenigen Tagen bemerkt. Lunt war verschlossen, schien verbittert, zankte zu viel mit der Mannschaft, zügelte sein hämisches Wesen nicht und schien es darauf anzulegen, die Spitze desselben gegen seinen Kapitän zu richten. Alle diese absprechenden Eigenschaften waren indessen von Wahlbergs Standpunkt aus nicht genügend, um ihm jetzt schon die Freundschaft zu kündigen und ihn sobald nach der Anmusterung zu entlassen. Nach dem Seerecht durfte er es auch nicht.

Wahlberg schaute verdrießlich zu dem Steuermann hinüber. An Bord fehlte die Aufsicht; wenn seine Matrosen das benutzten, um sich noch einmal die Tavernen Rotterdams anzusehen und nach ihrer Art bei Tagesanbruch schwer betrunken auf das Schiff zurückkehrten? Dann würde es mit der schläfrigen Gesellschaft allerlei Aergerniß geben, er konnte erst am Nachmittag in See gehen und müßte die Nacht damit zubringen, sich von der holländischen Küste frei zu arbeiten. Keine angenehme Aussicht.

Wie der Mann sich in Staat geworfen hatte! Verband er damit eine Absicht? Jetzt erst fiel es Wahlberg auf, daß der Steuermann unverwandt seine mit einem

Glas bewaffneten Augen nach oben in die Logen des ersten Ranges richtete.

Der erste Rang? Wie kam der Mann dazu, sich in solche Sphären zu versteigen?

Wahlberg setzte ebenfalls das Glas an, ließ es dann überrascht sinken und führte es abermals ans Auge. Dort blieb es lange Zeit.

Die Besucher jener Loge bildeten eine Gruppe, welche mit der etwas eintönigen Lichtmalerei auf den holländischen Gesichtern seltsam kontrastirte.

Ein älterer, etwas schmächtiger und sehr grader Herr stand aufrecht im Hintergrunde der Loge. Das scharfe Gesicht war gebräunt, Haar und Knebelbart eisgrau; die unruhigen dunklen Augen betrachteten bald die Bühne, bald das Publikum. Wenn er das Letztere längere Zeit betrachtet hatte, pflegte er sich mit einer, wie es schien, boshaften Bemerkung an eine der beiden jungen Damen zu wenden, welche sich außer ihm in der Loge befanden. Die Bemerkungen wurden stets mit heiterem Lächeln, manchmal mit fröhlichem, rücksichtslosem Lachen beantwortet.

Die beiden Damen saßen in den vorderen Ecken der Loge einander gegenüber. Diejenige, welche das Antlitz nach dem Innern des Theaters, also Wahlberg zukehrte, war, ohne besonders schön zu sein, doch fremdartig genug,

um sofort auffallen zu müssen. Ein rundes, einfarbiges Gesicht, etwas eingedrückt; ein kleiner Mund, dessen kirschrothe Lippen etwas aufgeworfen waren. Das Freundartige des Gesichtes aber lag in den großen schwarzen, wenn auch zu runden Augen, und mehr noch in den prächtig geschwungenen, aber allzu starken Augenbrauen. Das schwarze Haar kräuselte sich zu dicht an den Schläfen und ging so tief herunter, daß die Ohren beeinträchtigt wurden. Auf der Oberlippe lag es wie bläulicher Hauch. Die Dame war in dunkelrothen Atlas gekleidet und mochte zwanzig Jahre alt sein.

Aber nicht auf diese richtete Wahlberg sein Glas, sondern auf die andere, welche ihm den Rücken zukehrte. Die in schwarze Seide gekleidete Gestalt war bis zum Gürtel sichtbar; Wahlberg erinnerte sich nicht, schönere, edlere Linien jemals gesehen zu haben. Alles ruhig, und doch auch Alles in Bewegung; dieses leise, kaum bemerkbare Schwellen sprach und versprach mehr, als alles Andere in diesem Saal.

Der Kopf schien länglich zu sein; nur das schwarze, von unten zum Scheitel emporgenommene Haar war sichtbar. Der bis zum Ellbogen entblößte Arm ruhte auf dem rothen Sammet der Balustrade; auch er verrieth so viel, daß man die Schönheit des Oberarms und der Schulter daraus errathen konnte. Die Finger spielten auf dem abgenommenen grauen Handschuh herum.

Wahlberg ließ sein Glas wieder sinken.

Das war ihm schon oft passirt. Wenn er in einen Hafen einlief, dann lud ihn sein Makler oder Kaufleute, von denen er sein Proviant bezog, zu sich ein, aber die Frauen, welche er dort kennen lernte, waren für die Ansprüche, welche er durch seine Persönlichkeit und Bildung zu stellen berechtigt war, nicht geeignet. Der Verkehr dieser Kreise war nur auf sie selber beschränkt; ihr guter Wille reichte nicht aus, um den Fremden in andere Kreise einzuführen. Wahlberg unternahm es auf eigene Hand, und es gelang ihm auch, da man ja sofort sah, daß er ein Anderer war, als die Meisten seines Standes. Aber nur drei oder vier Wochen pflegte er an demselben Ort zu bleiben; hatte er eine Familie gefunden, die ihm behagte, dann mußte er wieder auf die See hinaus.

Wie oft, und gerade bei Gelegenheiten, wie eben jetzt in diesem Theater, hatte er nicht jenes verhängnißvolle süße Prickeln empfunden, dessen Namen und Ziel ihm wohl bekannt war! Aber dann kam am andern Tage das Rauschen der Wellen vor dem Bug und das Pfeifen oben in der Takelage; und vor diesen Liedern war denn die Empfindung während des vergangenen Abends verstummt, so sehr verstummt, daß sie von ihm als unecht belächelt und beinahe vergessen wurde.

Denn daß er seine Reise, wenn ihm so etwas passirte, um einen Tag aufschob, das geschah nie. Hier gab es einen Widerspruch in seinem Wesen. Derselbe Mann, der,

anstatt den bequemen Weg ums Kap Horn zu wählen, vierzehn Tage damit vertrödelte, um durch die Magelhaensstraße zu segeln, nur, um den Gegensatz des blauen Gletschereises mit der Farbenpracht der Fuchsien zu genießen, dieser Mann war streng gegen sich selbst, wenn etwas Zartes, Süßes ihn im Hafen zurückhalten wollte. Um einen Genuß, wie ihn die Klüfte der Magelhaensstraße boten, ließ er sich gehen; auf derartige Genüsse glaubte er, der gebildete Mann, ein Recht zu besitzen; das waren Genüsse, welche ihm, der das Opfer gebracht hatte, Seemann zu werden, zustanden, seine Entschädigung waren. Aber um eines Unterrocks willen länger im Hafen zu bleiben, kam ihm vor wie ein Verstoß gegen seinen Beruf. Er brauchte keinem Rheder Rechenschaft abzulegen; aber er hielt seinen Grundsatz ein, um gegenüber sich selber auf der Höhe zu bleiben. Würde er um solcher Kleinigkeiten — die sich ja als solche stets schon am folgenden Tage erwiesen hatten — sich aufhalten lassen, so hörte sein Beruf auf, ein Beruf zu sein und würde zur Lustfahrt eines reichen Mannes werden.

Ja, ja, eine Kleinigkeit, eine unechte Empfindung, so würde es auch dieses Mal sein. Und das mehr noch, als andere Male. Denn bei anderen Malen hatte er doch wenigstens das Gesicht gesehen, hatte die Besitzerin desselben gekannt, mit ihr gesprochen. Aber hier sah er nur schöne Schultern, einen schönen Nacken. War das so vielen Sinnens und Trachtens werth?

Wenn sie sich wenigstens umdrehen möchte! Oder nein, wenn sie sich lieber nicht umdrehen möchte! Denn wenn ihr Gesicht nicht hielt, was das Ebenmaß ihrer Gestalt versprach, dann müßte er darüber hadern; wenn dieses Gesicht dagegen so schön oder noch schöner war, als die Gestalt, dann — dann — dann —

Er setzte sich in seinem Sessel zurecht. Er wollte nicht mehr nach der Loge emporschauen. Ein schöner Nacken, weiter nichts; er war ein vernünftiger Mann, so vielen Kopfzerbrechens war die Sache gar nicht werth.

Er wendete seine Aufmerksamkeit also wieder der Bühne zu.

Aber seinen ungehorsamen Steuermann hatte er vergessen.

Der Vorhang fiel und wurde wieder aufgezogen. Der vierte Akt begann.

Die beiden Damen in der Loge näherten die Köpfe einander; die in Roth schien zu fragen, die in Schwarz zu antworten. Dann erhoben sie sich; sie tauschten die Plätze.

Blitzschnell richtete Wahlberg das Glas.

Nie, niemals in seinem Leben hatte er Schöneres oder Verführerischeres gesehen. Dieses bleiche, ovale Gesicht, die großen, ernsten Augen, diese vornehme, edle Linie der Augenbrauen, der etwas blasse Mund, jede Einzelheit war edel und sprach zu verwandten Regungen in seinem

Herzen, machte Träume zur Wirklichkeit, verlieh Umrisse seinen Idealen.

Und zugleich sprach doch auch Alles zu seinem Blut.

Wie mochte sie schöner sein, jetzt, da sie so ernst, so vornehm, so sich selber angehörend da saß, oder wenn sie, einem Anderen angehörend, den schönen Kopf mit entfesseltem Haar zurücksinken ließ, die Augen schloß, die Lippen, auf welchen die leichte Schneedecke schmolz, öffnete, und schwach wurde in starken Armen?

Das war eine doppelte Schönheit, welche indessen, und das war des Räthsels Lösung, nicht getrennte Ziele verfolgte, sondern vereinigt werden wollte in desselben Mannes Arm. Die Leidenschaft in den großen schwarzen Augen suchte den Mann, dem sie gehören wollte, wie noch keine Andere ihm gehört; für ihn regten sich die weichen Schultern. Der Adel aber in denselben Augen sagte, daß das Alles nur ein einziges Mal möglich sein könnte, ausgenommen gegen jenen Einen würde Alles bis zum letzten Athemzuge vertheidigt werden; nur Eigenthum des Andern oder eigenes Eigenthum, ein Drittes gäbe es nicht.

Oh la mia Selika io t'amo — io t'a — doro, mio ben — — — io t'ado — o — ro — —

Wie leidenschaftlich es der portugiesische Seemann drüben sang! An wen dachte er, wen hatte er vor Augen? Aus diesem Accent klang die Liebe in heißer Zone; aber

war es wirklich nur die Liebe zur schwarzen Afrikanerin, die solche Töne schuf?

Die Fremde schaute durch den Saal. Langsam wanderte ihr Auge von den vordernen Stuhlreihen des Parketts zu den hinteren. Nun mußte es Wahlberg treffen; es überlief ihn heiß. Das schöne Auge traf ihn auch; aber es blieb ruhig und gleichgiltig und weilte auf ihm so wenig, wie auf allen Anderen. Es schaute ins Leere und sah nur das Ganze, nicht das Einzelne.

Wahlberg furchte die Stirn, um seinen Mund zuckte es bitter.

Er sprang auf und verließ das Theater.

III.

Als Wahlberg wieder in das Gastzimmer des British Hotel trat, fand er die beiden Kapitäne noch auf den alten Plätzen vor. Michelis trank Bier, Vogt las die Zeitung. . Der Erstere faßte Wahlberg beim Aermel und zog ihn auf den Stuhl wieder.

„Gott sei Dank, daß Sie wieder hier sind, Kapitän Wahlberg. Es wurde ohne Sie verflucht langweilig. Wir haben uns die Zeit zu vertreiben versucht, aber es ging nicht, der Mensch hier war zu ungemüthlich. Aber zum Donnerwetter, was bringen Sie für ein Gesicht mit, Wahlberg? Ist Ihnen was passirt, sind Sie über irgend was falsch geworden? Hat das Theater nichts getaugt? Ich wundere mich übrigens, daß es schon aus ist, als ich gestern im Theater war, dauerte es bis —"

„Womit haben Sie Beide sich die Zeit vertrieben, Kapitän Michelis?"

„Zuerst spielten wir ein Partiechen Sechsundsechzig. Dann bildete sich der ungemüthliche Kerl, der dort

sitzt, ein, daß ich ihn bemogeln wollte, und vertiefte sich in die Zeitungen. Dort sitzt er und bildet sich ein, daß alle Welt ihn für einen Gelehrten hält. He, Vogt, willst Du nicht so gefällig sein, Deine Nase zu heben und dem Kapitän Wahlberg guten Abend zu sagen, der hier eben angelangt ist, um noch fünf Minuten mit uns zu klugkosen?"

Vogt saß an der Seite des Sprechers. Aber er war allzusehr in seine große Zeitung vertieft, hörte nichts und rührte sich nicht.

Michelis riß ihm das Blatt aus der Hand.

„Donnerkiel! Der Kerl liest englisch, der Kerl liest die „Times". Du willst uns wohl was vorflunkern, Vogt? Mensch, kannst Du wirklich englisch lesen?"

„Wenn ich aus „Mämel" wäre, könnte ich es nicht," sagte Vogt bedächtig.

Michelis schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser klirrten.

„Daß Du an Ueberhebung krank bist, hab' ich Dir schon vorhin gesagt, Vogt. Donnerkiel! Aus Memel kommen ebenso gute Seeleute wie aus Rostock, Du Pomuchelskopf!"

Wahlberg lachte und hielt die Faust fest, welche eben zum zweiten Mal und noch viel wuchtiger auf den Tisch niedersausen wollte.

„Daß die Memeler Seeleute schlechter sind, als die

Rostocker, hat Vogt ja gar nicht gesagt, Kapitän Michelis. Wenn es Ihnen Beiden recht ist, werden wir jetzt das berufene Glas Grog trinken. Ich trinke aber nur mit unter der Bedingung, daß ich den Grog bezahlen darf."

Wahlberg rief die Kellnerin und forschte sie über den besten Arak aus.

„Da siehst Du," raunte Michelis dem Vogt ins Ohr, „da siehst Du die feine Art, die dieser Kerl hat, die Töpfe wieder zusammen zu splissen, die Du in Scherben zerschlagen hast. Vogt, ich nehme es Dir übel, daß Du vor so einem feinen Kerl Anspielungen über meine Vaterstadt machst."

„Wenn ich Deine Frau wäre, würde ich Dir Dein übelnehmeriges Wesen bald ausgetrieben haben. Aber ich werde Dir jetzt beweisen, daß Unsereiner ebenso fein sein kann, wie der Wahlberg."

„Du?"

„Ja, Du Schafskopf. Und grade jetzt, in diesem Augenblick. Sperr die Augen auf."

Wahlberg hatte seine Besprechung beendet und bestellte den Grog.

Als er sich nach den Kapitänen umwendete, warf Vogt der Kellnerin einen bedeutsamen Blick zu und deutete dann verstohlen auf sich selber. Das hieß, daß er den

Grog bezahlen würde. Die Kellnerin lächelte und nickte. Wie sie hatte auch Michelis das Manöver verstanden.

Die beiden Seeleute schauten pfiffig Wahlberg an, als wenn ihnen eben ein schwieriges Meisterstück gelungen wäre.

Wahlberg schaute nach der Uhr.

„Aber es muß schnell gehen, meine Herren. Ich kann nur fünf Minuten bleiben."

„Sagen wir zehn," sagte der Memler.

„Nur fünf, Michelis. Ich muß morgen früh noch die Boote übernehmen; auch liegt mein Schiff weit hinten im Hafen, es wird mit dem Verholen wohl einige Stunden dauern, bevor ich an der Boompje bin und den Bugsirdampfer vorlegen kann. Vor Mittag werde ich kaum in See sein."

„Da Sie es so eilig haben —" Vogt griff wieder nach der Zeitung.

„Was hast Du für eine Sucht, den Gelehrten zu spielen, Vogt! Donnerkiel! Grog werden wir jetzt trinken, und nicht —"

„Halte den Mund, Du Schafskopf, denn Du weißt noch lange nicht, was ich jetzt sagen will. Kapitän Wahlberg, dieses ist die „Times". Als ich sie vorhin las, stieß ich auf einen Artikel, der Sie vielleicht interessiren wird. Ich habe ihn leider nicht mit Verstand lesen können, da dieser Mensch mit seinem Radau fort-

während dazwischen kam. Da ist die Zeitung; dort unten werden Sie den Artikel finden."

Der Artikel schien den Andern in der That zu interessiren. Als Wahlberg die Ueberschrift gelesen hatte, schob er sein Glas Grog langsam von sich und rückte etwas von den beiden Kapitänen ab.

Dann las er gespannt die Zeitungsnotiz.

„Ueber die politischen Verwicklungen am Rio de la Plata.

Es gilt sogar in Buenos Aires, in welchem der Diktator bisher auf blinde Ergebenheit zählen konnte, für ausgemacht, daß derselbe es nur noch kurze Zeit in der alten Weise wird treiben können. Die Menschenschlächtereien mehren sich, die Hekatomben, welche der Blutgier und dem täglich größer werdenden Mißtrauen des Diktators zum Opfer fallen und in welche bereits Manche von Denjenigen eingeschlossen wurden, die als seine bedingungslosesten Freunde galten, machen die gesammte Bevölkerung, auch die der föderalistischen, nicht insurgirten Gegenden für Leben und Hab und Gut besorgt.

Rosas scheint mit aller Welt zerfallen zu wollen. Nicht nur, daß sich in allen Winkeln der argentinischen Konföderation die Empörung gegen ihn regt; nicht nur, daß Brasilien und Urugnay, welche er durch seine Ueberhebung und durch das fortwährende Einmischen in die innern Angelegenheiten dieser Länder gegen sich auf-

gebracht hat, gegen ihn rüsten: seit einigen Tagen liegen sogar gesicherte Nachrichten darüber vor, daß er nicht davor zurückschreckt, abermals mit zwei europäischen Großmächten anzubinden, und zwar mit den beiden Westmächten, deren Flottenstärke dem Diktator nicht genug bekannt zu sein scheint. Es handelt sich darum, daß Rosas sich trotz wiederholter Forderungen der betheiligten Mächte geweigert hat, die Schifffahrt auf den großen Zuflüssen des Rio de la Plata wiederum zu gestatten; obgleich englisches und französisches Eigenthum, welches an jenen Flüssen lagert, oder kontraktlich für jene Flüsse bestimmt ist, dadurch verhindert wird, ans Ziel zu gelangen. Auch soll Rosas den in Buenos Aires residirenden diplomatischen Agenten J. M. gelegentlich einer Unterredung in einer Weise empfangen haben, welche den diplomatischen Gebräuchen wenig angemessen erklärt werden muß. Wir wissen, daß unsere Flotte bald nach einer Richtung hin beschäftigt werden wird, die ihre ganze Thätigkeit und sämmtliche stärkeren Schiffe in Anspruch nehmen muß.

Wir glauben indessen, daß die Lords der Admiralität es nicht unterlassen werden, auch auf jenen Winkel ihr Augenmerk zu richten; sei es auch nur durch Absendung von wenigen Schiffen, deren Morschheit und Alter trotzdem zur Abweisung einer von jener Seite kommenden Anmaßung genügen dürfte.

Was die Stimmung in Buenos Aires anbelangt, so

entnehmen wir der dort erscheinenden „Tribuna“, dem Leibblatt des Diktators, das Folgende: Die Kluft zwischen den Generalen Rosas und Urquiza wird täglich größer. Der Letztere, welchen Rosas bisher für seinen treuesten und zuverlässigsten Freund gehalten, spricht gegen Rosas mit einer Offenheit, vertheidigt entgegengesetzte Interessen mit einem Zynismus, welcher vom Landesverrath nur wenig entfernt ist. Es bedarf der großen Seele eines Rosas und des Andenkens an die guten Dienste, welche General Urquiza früher dem Föderalismus erwiesen hat, um das Staatsoberhaupt zu vermögen, die verrätherische Haltung des genannten Generals äußerlich zu ignoriren. Wir können aber nicht dafür bürgen, daß die Haltung Rosas', welchem das Wohl des Staates stets über jedes private Wohl gestanden hat, angesichts der schroffen Opposition Urquizas für die Dauer dieselbe weise Mäßigung wird bewahren können.

Damit soll nicht gesagt werden, daß in Urquiza auch die letzten Reste der alten Anhänglichkeit erloschen zu sein scheinen. Rosas ist seinem alten Waffenbruder dankbar dafür, daß er in einer Angelegenheit, welche mit der Verwicklung mit England in Verbindung steht, mit ihm Hand in Hand gegangen ist. Man weiß, daß die Töchter der Generale Rosas und Urquiza gemeinsam in London erzogen wurden; nachdem der Bruch mit England unabwendbar geworden ist, hat Rosas die Rückkehr seiner

Tochter nach Buenos Aires veranlaßt, und Urquiza hat diesen Wunsch auf die eigene Tochter ausgedehnt, damit auch nicht der leiseste Verdacht sich bilden könne, daß seine Sympathien auf der Seite jenes Krämervolkes ständen. Die Stimmung des Staatsoberhauptes gegen das unverschämte Albion ist so gereizt, daß er seinem Schwager Terreros, welcher die beiden Sennoritas aus England abholen wird, empfohlen hat, zur Ueberfahrt kein englisches Schiff zu benutzen; auch keines, welches englische Ladung führt. So ist es denn wahrscheinlich, daß die beiden Sennoritas, von deren Schönheit Manches zu uns über den Ozean gedrungen ist und in denen wir demnach zwei aufgehende Sterne unserer Gesellschaft begrüßen, die Ueberfahrt von einem Hafen des europäischen Festlandes aus antreten werden."

Wahlberg ließ die Zeitung sinken und schaute nachdenklich vor sich hin.

„Nun, Wahlberg?" rief Vogt triumphirend. „Was sagen Sie zu dem Artikel?"

„Es ist allerdings von Menschenschlächtereien und Hekatomben darin die Rede."

„Eine nette Wirthschaft dort, nicht wahr?"

„Die Zeitungen pflegen zu lügen oder zu übertreiben."

„In Ihrem Interesse wünschte ich, daß es gelogen und übertrieben wäre. Wenn nicht, Donnerwetter,

Kapitän Wahlberg, dann kommen Sie dort in einen hübschen Hexenkessel 'rein.“

Wahlberg zuckte die Achseln, schlürfte seinen Grog und sprach von etwas Anderem.

Dann erhob er sich und wollte bezahlen.

„Ist schon bezahlt,“ sagte die Kellnerin. Die beiden Kapitäne lachten unmäßig.

„Meine Herren, wer bestellt, bezahlt. Da ich bestellt habe —“

„Keine Flausen, Wahlberg,“ rief Michelis. „Wir sind Gentlemänner wie Sie. Wenn wir uns mal wieder in diesem Loch treffen, dann berappen Sie!“

Die Beiden klopften ihm auf die Schulter, schüttelten ihm die Hände, wünschten ihm eine glückliche Reise, ließen ihn gehen, und tranken dann das zweite, dritte und xte Glas Grog.

Am Kai vor dem British Hotel fand Wahlberg sein Boot.

Schweigend nahm er im Hintertheil Platz und nahm die Ruderpinne in die Hand.

„Ab!“ befahl er.

„Kapitän Wahlberg,“ bemerkte John, bevor er den Riemen einlegte, „der Steuermann war nicht an Bord. Ich hab' die Kannossementen dem Stewart gegeben; der hat die Kajüt' aufgeschlossen und die Kannossementen auf dem

Tisch von dem Kap'tän seine Kammer gelegt. Dann hat er die Kajüt' wieder zugeschlossen."

„Gut. Sind die Leute an Bord geblieben?"

„Alle zu Koje, ausgenommen der von der Ankerwache."

„Gut, vorwärts!"

Ein paar kräftige Schläge mit den Riemen führten das leichte schlanke Boot bald in die Mitte des Fahrwassers. Die hier noch gerade Boompje mit ihren tausend Lichtern, erleuchteten Fenstern und ihrem mannigfaltigen Geräusch schwebte langsam vorüber.

Wahlberg hatte sich weit zurückgelegt. Seine linke Hand mit der angezündeten Zigarre, welche er nur selten an die Lippen führte, ruhte auf der linken Regeling des Bootes; die Ruderpinne lag unter seinem rechten Arm.

Der Zeitungsartikel hatte ihn nur für einen Augenblick gefesselt. Wohl mochten es ungeordnete Zustände sein, denen er dort drüben entgegensegelte; aber was er verlieren konnte, war ja doch nur sein Schiff, und, wenn man von der Liebe zu den Planken absah, die er nun schon drei Jahre unter den Füßen hatte, so war mit solchem Verlust doch nicht allzuviel verloren.

Er dachte vielmehr an das Bild, welches er eben noch im Theater gesehen. Hatte er wohl gethan, es so bald zerrinnen zu lassen? Den heißen Zug in seinen Adern, ein solches Strömen nach seinem Herzen, mit solcher Stärke hatte er es noch niemals empfunden. Was sollte

daraus werden, wenn er stets floh vor Erscheinungen, die jede Sehnsucht, auch die seine, befriedigen konnten bis in die tiefsten Tiefen? Er hatte ja kein Gelübde abgelegt, er wollte ja nicht einsam durch das Leben gehen. Was also sollte daraus werden?

„Kapitän Wahlberg, als wir die Kannossementen an Bord brachten, verholt' gerad' 'n großes Vollschiff. Der Volle schien sich in die Mitt' vom Strom legen zu wollen. Da an die Pier rechts und links auch große Schiffe lagen, weiß ich nicht, ob der Volle an Steuerbord oder Backbord Fahrwasser gelassen hat."

„Gut," murmelte Wahlberg.

Sie waren an der Stelle des breiten Rheinarms angelangt, an welcher heute die Eisenbahnbrücke von Kai zu Kai gespannt ist. Der Hafen wurde hier enger und machte einen stumpfen Winkel nach Norden. Die an den Kais vertauten Schiffe lagen oft zu zweien oder dreien nebeneinander.

Wahlberg hielt mechanisch die Mitte des Fahrwassers inne, träumte und sah kaum was vorn lag.

Das Boot mochte einige hundert Schritte innerhalb der Hafenverengung zurückgelegt haben, als in der Mitte desselben die Takelage eines hochmastigen Schiffes auftauchte.

Es war ein großes Schiff. Der breite, nur wenig über das Wasser neigende Vordersteven, der schwere, an beiden Seiten etwas überhängende Bug; der Anstrich,

schwarz mit einem breiten weißen Streifen, auf welchem fingirte schwarze Kanonenpforten gemalt waren; die hohen geölten Masten mit den schwarzen Marsen und den schmalen, ebenfalls schwarzen Raaen; die verhältnißmäßig wenig zahlreichen Segel, neben deren solider Größe der Flitterkram der kleinen leichten Fliegersegel fortgelassen war: das Alles deutete darauf hin, daß ein holländischer Ostindienfahrer alten klassischen Stils sich hier vor Anker gelegt hatte.

Das Schiff lag in der That vor Anker; oben vom Fockstag leuchtete die Ankerlaterne weit nach vorn über das dunkle Wasser. Der Holländer mochte die Absicht haben, morgen in der Frühe ebenfalls in See zu gehen; wenn er diese Absicht nicht gehabt hätte, würde ihm der Hafenmeister ja nicht erlaubt haben, sich hier hinzulegen, wo er während des Tages die Hafenbewegung versperren mußte.

Wahlberg warf kaum einen Blick auf das Schiff und steuerte sein Boot so, daß es von dem Bug desselben frei scheeren mußte.

Daß es da vorn noch ein Hinderniß gab, welches mit dem Schiff in Verbindung stand, sah er nicht.

Der Ostindienfahrer hatte zwischen Großmast und Besanmast am Fallreep seine Staatstreppe heruntergelassen.

Auf der Treppe stiegen gerade jetzt einige Personen herauf. Ein holländischer Matrose stand auf der Verschanzung und leuchtete von oben mit einer Laterne, ein

anderer, ebenfalls mit der Laterne in der Hand, hatte sich an dem Außenbord angeklammert, spreizte den Arm ab und leuchtete nach unten.

Es waren zwei Frauen und ein Mann, welche sich so spät einschifften. Die beiden Ersteren befanden sich bereits auf der Treppe, die höhere, schlankere Frauengestalt hatte die Plattform eben erreicht und machte gerade die Wendung, um auf das Deck hinabzusteigen. Der Mann stand noch im Vordertheil des Bootes, welches die späten Ankömmlinge an das Schiff herangeführt hatte.

Dieses mit drei Seeleuten bemannte Boot, welches anfänglich längsseit des Schiffs gelegen haben mochte, war, der Strömung des Rheinarms folgend, jetzt quer getrieben, bildete mit dem Schiff einen rechten Winkel und versperrte, da es wohl fünfundzwanzig Fuß lang sein mochte, einen guten Theil des Fahrwassers.

Wahlbergs leichte Gig flog wie ein Pfeil heran; der junge Kapitän sah das niedrige holländische Boot erst, als es zu spät war.

„Streicht!“ seine Stimme unterbrach hell und klangreich die Stille der Nacht.

Die beiden Matrosen strichen die Riemen. Aber die Fahrt, welche die Gig lief, war groß gewesen; sie prallte mit leichtem Stoß gegen das fremde Boot an, schnellte dann zurück und blieb bewegungslos liegen.

Als Wahlbergs Ruf erklang, drehte die auf der

Plattform stehende Dame sich um. Der lange schwarze Sammetmantel, welchen sie trug, war innen mit weißem Atlas gefüttert und geöffnet.

Wahlberg hob unwillkürlich das Haupt.

Seine Hand mit der Zigarre ruhte noch auf der Regeling des Bootes.

Die Zigarre fiel in das Wasser, zischte und erlosch.

Die da oben war dieselbe, welche er vor einer Stunde im Theater gesehen.

Wie schön, wie schön sie war! Um den Kopf geschlungen trug sie nur ein schwarzes Spitzentuch, sie sah aus wie eine Königin, eine Königin der Nacht.

Ihr Antlitz wurde von der oberen Laterne hell beleuchtet; das seine von der unteren. Das Schicksal ersparte ihnen nichts.

Als sie sich umgedreht hatte, malte sich in ihrem Auge schnell hinter einander Schreck, Neugierde, Interesse; als sie den Ausdruck in den Augen des zurückgesunkenen Mannes dort unten gewahrte, setzte in ihren Augen abermals die Neugierde, und dann zum zweiten Male, und in erhöhtem Maße, das Interesse ein. Sie stellte die Füße zurecht.

„Que esperas, Rosario? Sube, date prisa, hace mucho frio, nos vamos a enfriar," rief hinter ihr eine frische Mädchenstimme die Treppe hinauf.

Der Ausdruck in den Augen der schönen bleichen

Dame wechselte abermals. Bisher hatte es hell darin gestrahlt, und alle Welt konnte darin lesen, wie sie dachte. Nun wurde es weich; während sie sich wieder umdrehte, sanken die Lider halb herab. Als sie sich herumgedreht hatte, zögerte sie eine Sekunde, der Kopf schien sich nach der Seite wenden zu wollen. Dann bezwang sie sich und sprang schnell auf das Deck hinab.

Wahlberg regte sich nicht.

Er sah, wie an die Stelle des bleichen Gesichts der schwarze Sammt trat; der Stern verschwand hinter einer Wolke. O, wenn Du wirklich ein solcher warst, warst Du ein aufgehender oder untergehender Stern? —

Da der Stoß nur leicht gewesen war, und in dem deutschen wie in dem holländischen Boot die Kapitäne anwesend waren, so entstand unter den Matrosen kein Wortwechsel. Einer der Holländer hakte den Bootshaken in ein vom Schiff herabhängendes Tau und legte das Boot längsseit. Der Weg war frei.

„Vorwärts!“ sagte Wahlberg leise.

Lautlos entfernte sich sein weißes Boot.

Er kehrte sich um. Die beiden Laternen waren verschwunden; von den Fremden war nichts mehr zu sehen. Er musterte das Schiff, welches sie jetzt umschloß; sein Blick traf die Umrisse des Rumpfes, flog über die Takelage. Ein Holländer?

Die Sprache, welche er eben gehört, war nicht die

holländische gewesen. Es war eine von denjenigen gewesen, welche er, wie Kapitän Vogt noch vor Kurzem behauptet hatte, so gut sprechen sollte, wie seine Muttersprache. Und so war es auch; er beherrschte sie dermaßen, daß er die Worte, die er eben vernommen, sofort, ohne zu übersetzen, deutsch gedacht hatte. Um zu erfahren, was es für eine Sprache gewesen, mußte er jetzt, dem Echo der Worte folgend, welches noch in seinem Ohre nachklang, sie in die fremde Sprache zurückübersetzen.

Que esperas, Rosario —

„Worauf wartest Du, Rosario? Vorwärts, beeile Dich, es ist kalt, wir werden uns erkälten."

Also spanisch; und die schöne Bleiche hieß Rosario.

Spanierinnen auf dem holländischen Schiff? Die Ostindienfahrer pflegten auf ihren langen Fahrten doch niemals Corunna oder Cadiz anzulaufen, höchstens St. Helena, und dann direkt nach Batavia zu gehen. Aber nicht weit von Batavia lagen die spanischen Philippinen. Gewiß, so würde es sein: das waren die Damen von spanischen Beamten oder Offizieren, welche, durch irgend eine Angelegenheit nach dem nördlichen Europa verschlagen, sich hier in Rotterdam nach den Philippinen schifften.

Als er sein Schiff betrat, kam ihm der Matrose, welcher die Ankerwache hatte, entgegen. Wahlberg ging, ohne ein Wort zu sagen, an ihm vorüber, schloß die Thür zur

Kajüte auf, zündete die Lampe an, warf sich in den Winkel des Sofas und träumte.

Sein Schiff besaß ein hohes langes Hinterdeck, welches sich bis ein Dutzend Fuß vor dem Besanmast ausdehnte. Mit einer weißen, von Bord zu Bord gehenden Täfelung erhob es sich etwa acht Fuß über dem Hauptdeck. Am Backbord führte eine Thür durch die weiße Täfelung in einen schmalen Gang, an dessen beiden Seiten Proviantkämme und die Kammer des Steuermanns lagen. Am Ende des Ganges führte eine zweite Thür in die eigentliche Kajüte.

Diese war ein geräumiges, glänzendes, beinahe künstlerisch ausgestattetes Gemach. Die Wände waren weiß lackirt und florentinische Bogen in sie hineingeschnitzt; die Kapitäle der gleichfalls geschnitzten, im flachsten Relief gehaltenen Säulen, welche die Bogen trennten, waren vergoldet. Oben lief um die ganze Kajüte eine durchbrochene Schnitzerei herum, welche zur Lüftung der Seitenkammern diente. Von oben wurde der Raum durch ein geräumiges Skylight mit Licht versorgt. Dort hing auch die Lampe.

An der Vorderwand des langen Rechtecks stand ein Büffet aus dunklem Holz und weißem Marmor. Ihm gegenüber, an der Hinterwand, ein Sofa aus dunkelrothem Sammet; davor ein langer Tisch aus Mahagoniholz, an dessen Seiten sich zwei ebenso lange Bänke befanden, die ebenfalls mit dunkelrothem Sammet bezogen waren.

Der Boden war mit Matten aus gelblichem Esteragrase bedeckt.

Rechts und links vom Sofa führten abermals zwei Thüren nach hinten. Dort befand man sich bereits im äußersten Hintertheil des Schiffes. Es waren zwei geräumige Kammern, deren eine Wahlbergs Schlafkammer war. Das schräge zum Wasser fallende Heck des Schiffes war dazu benutzt worden, um eine weiche Sofabank anzubringen. In der Backbordwand war sein Bett eingelassen; unter ihm verwahrte er in einem langen Kasten seine Seekarten, oben war es mit einer bis zum Boden reichenden grünen Gardine verhüllt. An der inneren Wand ein kleiner weißer Tisch; darüber, in die Planken eingeschraubt, ein Schaukellampe. Wo es möglich gewesen war, hatte man kleine Bücherregale angebracht. Abgesehen von der grünen Gardine und der dunklen Sofabank war Alles weiß. Durch drei sogenannte Ochsenaugen, welche oben das Deck, hinten das Heck und über seinem Bett die Backbordwand des Schiffes durchbrachen, fiel genügendes Licht in das kleine Gemach hinein.

Als Wahlberg die Lampe anzündete, blitzte der weiße Lack und die Vergoldungen der Kajütenwände auf.

Ein rechter, echter Seemann mochte diese Kajüte nicht für sehr gemüthlich halten; ein gebildeter Mann indessen konnte innerhalb derselben auch auf hoher See sich für

weniger entfernt von der Zivilisation halten, als er es in der That war.

Wahlberg dachte in diesem Augenblick nicht daran. Im Gegentheil, ihm war zu Muth, als kehrte er jetzt zum ersten Mal in seinem Leben der Zivilisation den Rücken, und als könnte sie ihm durch nichts, weder durch seine Bücher noch durch seine Kajüte, noch durch sonst etwas ersetzt werden.

Er zündete eine Zigarre an, ließ sie wieder ausgehen und schaute dann mit leeren Augen zu dem Kompaß empor, welcher ebenfalls im Skylight hing.

Das dauerte eine Stunde. Dann wurden auf dem Vorderdeck Schritte laut, die sich näherten. Schwer stieg man die Treppe zum Quarterdeck hinan, schwer knirschten die Schritte über Wahlbergs Kopf. Der da oben schien plötzlich das erleuchtete Skylight zu bemerken; die Schritte entfernten sich etwas leiser, blieben aber auf dem Quarterdeck hörbar.

Wahlberg erhob sich schnell und trat auf das Deck.

„Steuermann!"

„Kapitän Wahlberg?" Man antwortete von oben, vom Hinterdeck her.

Wahlberg zögerte. Sollte er den Mann herunterputzen, weil er gegen seinen Befehl von Bord gegangen? Nein, lieber nicht; Lunt war ebenfalls noch jung, er wollte ihm deshalb seinen Ungehorsam nicht so sehr verdenken.

„Lassen Sie um fünf Uhr die Leute anspurren, und nehmen Sie dann sofort die Boote über. Der Lootse kommt um sechs Uhr an Bord.“

„Um fünf Uhr ist es noch finster, Kapitän. Dann schon die Boote überzunehmen, wird nicht recht gehen.“

„Was? Sie getrauen sich nicht, im Finstern ein Boot überzunehmen?“

Wahlberg begab sich ohne Gruß in die Kajüte zurück und wanderte in derselben hastig auf und ab.

Der Steuermann hatte etwas gemurmelt, als sein Kapitän mit so scharfem Wort und ohne Gruß sich zurückzog. Auch er schien nicht schläfrig zu sein und durchquerte noch eine Stunde lang den vorderen Theil des Quarterdecks.

IV.

Als Wahlberg bei Tagesanbruch wieder auf dem Deck erschien, waren die von ihm angeordneten Arbeiten bereits gethan. Die weiße Gig ruhte umgekehrt auf dem Quarterdeck; das größere Arbeitsboot neben der Barkasse auf dem Rof. Zwei oder drei Matrosen schrubbten mit Wasser und Besen den Boden der weißen Boote rein, den das Wasser mit einer grünlichen moosartigen Schicht überzogen hatte. Die Anderen waren damit beschäftigt, vorn und hinten die schweren Ketten und Trossen einzuholen, mit welchen das Schiff an dem Kai befestigt war.

Wahlbergs Blick richtet sich zuerst auf den kleinen blauen Wimpel, der den Top des Besanmastes bildete; der Wimpel hing schlaff herunter, es schien dort oben keine starke Bewegung in der Luft zu sein. Der zweite Blick galt dem Schiff und der Takelage.

Die Möwe war eine hundert und fünfzig Fuß lange Bark, die außen schwarz und innen weiß angestrichen war. Es war ein Schiff von geringer Tragfähigkeit, ausschließlich darauf berechnet, kleine werthvolle Ladungen

durch möglichst schnelles Segeln an den Bestimmungsort zu schaffen. Die geringe Tragfähigkeit fiel aber hier oben nicht ins Auge; im Gegentheil, die Möwe schien länger und breiter zu sein, hatte höhere Masten, entfaltete eine größere Segelfläche, als andere Schiffe von größerer Tonnenanzahl. Aber sie besaß keinen Bauch; wenn man vorn über dem Bug an ihrem Vordersteven hinabsah, bemerkte man, daß der Bug scharf wie ein Messer auslief. Der schräge Vordersteven setzte sich in einem langen, an seinem Ende beinahe wagerecht liegenden Schnabel fort, der mit einer bronzefarbenen Guirlande geschmückt war.

Die drei Masten, hell geölt und nur einige Fuß über Deck mit einem weißen Kranz versehen, waren weit nach hinten geneigt. Die gelben Rahen waren sehr lang; die beiden unteren mochten über sechzig Fuß lang sein. Die Takelage war sehr schwer, die Anzahl der leichten Segel sehr groß; die Möwe führte ein halbes Dutzend kleiner Segel, die jeder aus der Ostsee gebürtige Kapitän sofort als unnütz und als „Paradekram" abgeschafft haben würde. Unnütz waren sie in der That und beanspruchten nur einige Hände mehr an Bord, aber diese „Flieger", weit vor dem Bug und weit hinter dem Heck, und als sogenannte Skysegel noch über den Oberbramsegeln entfaltet, bereiteten dem ästhetischen Auge Wahlbergs einen eigenartigen Genuß. Da er, wie bemerkt, keinem Rheder Rechenschaft abzulegen hatte, so kam es ihm auf einige Köpfe mehr an Bord nicht an.

Kühl hatte er mit seinem Steuermann den Morgengruß gewechselt. Dann ließ er sich auf die Bank nieder, welche an das Skylight befestigt war, zündete eine Zigarre an, schaute zu, wie der Stewart den Leinwandüberzug vom Steuerrade und Kompaßhäuschen abzog und fortschaffte, und wie gleich darauf der Steuermann an der Gaffel die Flagge hißte; es war das große rothe Feld mit den drei weißen Thürmen Hamburgs.

„Ist der Lootse noch nicht an Bord."

„Es ist noch nicht sechs Uhr, Kapitän Wahlberg."

Dieser zog die Uhr, sprang auf und begann ungeduldig auf und abzugehen.

Nach einigen Minuten präsentirte sich der Lootse. Wahlberg ging ihm entgegen.

„Nun, Lootse? Was ist für Wetter im See?"

„Flau, Kapitän; Dünung von Nordost."

„Gut. Dann kann man ja auch bald auf Brise von dort her rechnen."

„Da der Wind vierzehn Tage von Südwest geweht hat, ist es möglich, daß die Nordostbrise beständig wird. Ist Alles klar, Kapitän?"

Als Wahlberg bejahte, übernahm der Lootse das Kommando.

Es begann das langweilige Geschäft des Verholens. Die beiden Begleiter des Lootsen brachten von Strecke zu Strecke in ihrem Boot das Verholtau nach vorn und

befestigten es an den Pfählen und Bojen im Hafen. Die Matrosen waren bald am vorderen, bald am hinteren Gangspill mit dem Einwinden des Taus beschäftigt; je nachdem dem Vorder- oder Hintertheil des Schiffes eine andere Richtung gegeben werden sollte.

Das dauerte lange drei Stunden.

Endlich war man aus den Windungen des Hafens heraus und gelangte in den zum langen Bassin erweiterten Rheinarm. Hier wartete mit rauchendem Schornstein der Bugsirdampfer; die Möwe machte ihr Kabeltau an ihm fest und beide setzten sich in grader Linie nach der See in Bewegung.

Die Mannschaft durfte müßig um den Fockmast herumlungern; Steuermann Lunt begab sich auf das Hinterdeck, auf welchem sich auch Wahlberg und der Lootse befanden.

Der Erste schaute gespannt der letzten Krümmung des Hafens entgegen. Seine Spannung wuchs, je näher jene kam; er hatte die Hände auf das weiße eiserne Geländer gelegt, welches das Hinterdeck umgab; er rüttelte daran, und stellte sich bald auf den rechten, bald auf den linken Fuß.

Nun kam die Krümmung, die lehmgelbe Wasserfläche des Hafens. Sie war leer; erst weiter abwärts lagen wieder Schiffe.

„Lootse!“

„Kapitän?“

„An dieser Stelle lag gestern ein seeklares Vollschiff; ein Landsmann von Ihnen, ein Batavianann. Wo ist der hin?“

Der Lotse schaute über das leere Wasser und zuckte die Achseln.

„Ich weiß nicht, Kapitän, welches Schiff Sie meinen. Ich habe mich gestern nicht in diesem Theil des Hafens aufgehalten.“

„Es war ein Schiff mit weißem Wassergang und schwarzen Stückpforten.“

„Drüben in den Docks liegt ein halbes Dutzend Schiffe mit Stückpforten. Ich weiß nicht, welches Schiff Sie meinen, Kapitän.“

„Ich glaube, das Vollschiff hatte Passagiere an Bord, Damen —“

Wahlberg unterbrach sich. Lunt, welcher vor ihm stand und nach vorn schaute, hatte sich kurz auf dem Absatz umgedreht und blickte seinen Kapitän an. In seinem Blick lag Ueberraschung; als derselbe sich senkte und an der schlanken, kräftigen Gestalt Wahlbergs hinabglitt, schien sich unter den Augenlidern noch etwas Anderes verbergen zu wollen.

„Was giebt es, Steuermann?“ fragte Wahlberg erstaunt.

„Kapitän — nichts, Kapitän — ich — ich wollte nur nachsehen, ob das Kompaßhaus klargemacht ist.“

Nach einem kurzen Blick auf Wahlbergs Gesicht drehte er sich langsam wieder nach vorn, und Wahlbergs Auge streifte das Kompaßhaus; dann wendete er sich wieder zu dem Lootsen.

„Ihr Landsmann führte Passagiere, Lootse; zwei Damen und einen Herrn.“

Der Lootse zuckte wieder die Achseln.

„Das Schiff wird schon in See sein. Da es nicht nöthig gehabt hat, zu verholen, hat es sich wahrscheinlich bei Tagesanbruch seewärts schleppen lassen.“

Das war plausibel; Wahlberg fragte nicht weiter. Aber er schaute ununterbrochen den Fluß hinab und gebrauchte das Fernglas öfter, als es angesichts des breiten, ungefährlichen Fahrwassers gerechtfertigt erschien.

Lunt drehte sich dann und wann um und warf Blicke auf den jungen Kapitän, die prüfend und düster zu gleicher Zeit waren.

Die lange, gerade, bald weiß, bald grün und braun rothe Häuserlinie der Boompje schwebte vorüber, Stadt und Hafen hörten auf, an beiden Seiten begannen die flachen, braunen Ufer des holländischen Rheins. Auf ihnen die dickbäuchigen Tjalks und Kuffen, welche sich durch die eigenen Segel stromauf und abwärts zu fördern suchten; hier und dort ein größeres Schiff, welches sich bugsiren ließ.

Es vergingen einige Stunden. Der Lootse, welcher

ebenfalls unausgesetzt nach vorn gesehen hatte, wenn auch aus anderen Gründen als Wahlberg, sprang auf die Bank am Skylight.

„Die See!“

Wahlberg und Lunt richteten ihre Gläser. Ueber dem braunen Horizont, den die anscheinend vor dem Schiff zusammengeschlossenen Ufer bildeten, lag ein haarscharfer heller Streifen, der allmählich grünlich wurde.

Der Lootse sah auf den Wimpel am Besanmast und dann auf den Kompaß.

„Der Wind hat etwas aufgefrischt, Kapitän.“

„Freut mich.“

„Lassen Sie lebendig brassen und die Segel losmachen.“

Es wurde „lebendig“ gebraßt; d. h. die Rahen wurden in der Weise gestellt, daß ihre Segel den Wind faßten, ohne daß die Lage des Schiffes beim Eintritt in die See verändert zu werden brauchte.

Noch eine halbe Stunde dauerte es. Dann wichen die flachen Ufer an beiden Seiten zurück. An ihrem Fuß sah man einen Kranz von Schaum; das Rauschen der Brandung war auf der Möwe vernehmbar. Das Schiff begann leicht zu stampfen; für das Auge war die Dünung indessen noch nicht bemerkbar.

Das war die Nordsee. Ein so unweit der Küste schmutzig grünes Meer, ungastlich anzusehen. Im Osten

war Alles klar; im Südwesten schien eine Nebelbank von dem Wind zurückgestaut zu werden.

Die Segel hingen in den Geitauen; die Matrosen stiegen einer nach dem anderen aus der Takelage auf das Deck herab.

„Im Osten steht Wind. Die kleinen Segel hätten fest bleiben können," bemerkte der Lootse.

„Das Schiff kann sie vertragen," sagte Wahlberg.

„Bei Backstagswind gewiß," warf Lunt ein.

„Auch beim Winde," schloß Wahlberg kalt.

Das Schiff stampfte stärker. Der Bugsirdampfer hatte Mühe, es gegen die höher werdende Dünung zu schleppen.

Die Mannschaft stand und saß erwartungsvoll auf der Back oder vor dem Fockmast herum.

Den vorderen Theil des Volkslogis oder Rofs bildete die Kombüse, welche durch eine Bretterwand von dem ersteren getrennt und mit zwei nach den Seiten sich öffnenden Thüren versehen war. Die vom Winde abgekehrte Thür stand stets offen.

Bei wichtigen, die Allgemeinheit angehenden Gelegenheiten schaute der Stewart aus dieser Thür heraus; er war zugleich auch Koch und gehörte als solcher mit dem Zimmermann zu den sogenannten „Offizieren im Schiff".

„Männers, jetzt geht 'ne große Fahrt los," ließ sich John vernehmen. „Wenn wir jetzt die Marssegels setzen,

wird ein feines Lied gesungen, das auf diese Sorte von Schwalkerei Bezug hat. Habt Ihr gehört?"

„Soll ich vorsingen?" fragte der Koch von der Kombüse her.

„Wir brauchen Dir nicht, Koch. Sorg' lieber dafür, daß die weißen Arsten nicht anbrennen, Koch. Wir brauchen Dir nicht. Mit Dein Piepsstimmchen eignest Du Dir für diese Verhältnisse nicht."

„Du scheinst Dich einzubilden, daß Du heute schon Bootsmann geworden bist," sagte der Koch spitz.

„Kümmere Dir nicht um meine Angelegenheiten, Koch. Kümmere Dich lieber darum, daß Du Dich Deine rothen Schuhchens nicht schmutzig machst."

„Weißt Du, warum ich diese Schuhe trage, John? Ich trage sie, damit ich meine Stiefel stets bei der Hand hab', um sie Dich an den Kopf schmeißen zu können!"

„Du scheinst mir reizen zu wollen. Soll ich Dich 'mal bischen mit dem Marlspieker mang die Schulterblätter jucken? Du Piepsdrossel, Du willst vorsingen? Bist Du vielleicht der Aelteste an Bord? Oder bin ich der Aelteste? Ich glaube, daß Du mir noch einmal auf das Gewissen haben wirst, Koch. Denn wenn Dir beim Marssegelreffen Deine enge Höschens aufplatzen, werd' ich wahrscheinlich vor Lachen auf das Deck herunterfallen und mich das Genick brechen. Dann hast Du mir auf das Gewissen. Hast Du mir verstanden, Koch?"

„Vormarssegel auf!“ klang es vom Hinterdeck her.

Der Befehl wurde vorn in den verschiedensten Tonarten wiederholt. Nachdem das betreffende Segel vorgeschotet war, galoppirten vierzehn Seeleute mit mächtigem Gepolter hinter die Wanten des Fockmastes. Dort befand sich das Marsfall, d. h. das Ausgangstau der vielfach verzweigten Flaschenzüge, welche zum Hissen der schweren Marsrah dienten.

Johns Stimme herrschte jetzt vor.

„Die Lose durchholen, Männers — holt — ahoi — holt ihm — er knackt — ahoi — die alte Lieder sind die beste — ahoi — und darum werd' ich jetzt — ahoi —“

Die Rah oben krachte; ein Zeichen, daß sie sich nach oben in Bewegung zu setzen begonnen hatte.

„Krach ihm, ahoi — er kommt, ahoi — und jetzt — ahoi — wer von Euch jetzt nicht Chorus mitsingt — ahoi — der kriegt von mich eins — ahoi — auf seinen Döskopf — ahoi — legt Euch ins Rückenmarks — ahoi — und jetzt —“

„Es zog ein Matrose
Wohl über das Meer,
Feinsliebchen am Strande,
Die weinte so sehr!
Hoho, Hoho, die weinte so sehr!“

Das Seemannslied schnitt nach rechts in den wehenden Nordost und wurde nach links weit über das Meer getragen.

„Ein Jahr war verflossen,
Er kehrt nicht zurück,
Sie rang ihre Händchen
Viel Trauer im Blick.

Da kam ihr die Kunde,
Das Schifflein versank,
Ihr Liebster und alle Andern
Im Meere ertrank."

„Beleg' das!" rief Lunt. Das Marssegel war gesetzt, der Fall wurde festgemacht.

„Großmarssegel auf!"

Dasselbe wilde Gepolter über das Deck bis hinter den großen Mast. Abermals eine Einleitung durch John.

„Ich seh' hier Verschiedene, die noch nicht schwitzen — ahoi — ich seh' hier Verschiedene — ahoi — die noch keine rothe Köpfe haben — ahoi — legt Euch ins Rückenmarks — ahoi — ahoi — ahoi —"

„Drum, siehst Du, schönes Mädchen,
Ein weißes Segel auf blauer See,
Dann dreh schnell ihm den Rücken,
Denn für Dich giebt's dort nur Weh.

Schenk Dein Herz keinem Seemann,
Das bringt Dir kein Glück,
Denn in den Well'n zu ertrinken,
Das ist sein Geschick.

Ein Anker läßt vom Grunde,
Und wär' er noch so schwer,
Doch eine Lieb' läßt nicht vom Herzen,
Die ist ewig, wie das Meer!"

Wahlberg stand an der Windseite des Hinterdecks. Mit dem Rücken lehnte er an dem eisernen Geländer, die Arme hatte er über der Brust gekreuzt. Die Mütze mit dem graden Schirm war tief in die Stirn gedrückt; das Antlitz war etwas düster, der Blick nach oben in die Takelage des großen Mastes gerichtet.

Das Schiff begann die beiden schweren Segel zu fühlen. Mit kurzen kräftigen Rucken setzte es vorn ein; einzelne Wassertropfen spritzten bis zur Höhe der Regelin empor.

Der junge Kapitän drehte sich nach der See um.

Das Wasser war dunkelgrün geworden; nur hier und dort verrieth ein gelblicher Fleck die Reste des Flußwassers. Die Dünung rollte unregelmäßiger und schwerer.

Das war nun also wieder das Meer. Mutter der Schönheit, Großmutter der Liebe, wie Heinrich Heine es in einem Nordseeliede nannte. Als die Erste erschien es in diesem Augenblick gewiß nicht. Und als Zweite?

Wahlberg trat an das Skylight heran, auf welchem sein Fernglas lag. Er musterte den Horizont.

Etwa ein Dutzend Schiffe waren sichtbar, selten der Rumpf und das ganze Takelwerk; meistens nur die oberen Segel. Lief der Ostindienfahrer dort in Lee vor dem Winde, oder kreuzte er hier im Luv gegen Osten?

Er ließ das Glas sinken und summte leise das auch

ihm bekannte Lied, welches er eben gehört hatte. Das enthielt in wenig Worten die gesammte seemännische Philosophie. Die Melancholie wurde mit Humor zugedeckt, und Beides verschwand unter der Resignation.

„Glückliche Reise, Kapitän.“

Der Lootse stand hinter ihm und reichte ihm die Hand. Wahlberg drückte dieselbe schweigend.

Dann sprang der Holländer in seine Jolle und ließ sich zu dem Bugsirdampfer hinüberrudern. Die Matrosen der Möwe holten das Kabeltau ein, welches der Dampfer eben losgeworfen hatte.

„Beim Winde, aber volle Segel,“ befahl Wahlberg dem Mann am Steuer. Leise wurde der Befehl wiederholt.

Lunt kam von der Back her; sein Kopf wurde auf einer der Treppen sichtbar, welche auf das Hinterdeck führten.

„Lassen Sie mit Ausnahme der Skysegel alle Segel setzen!“ rief ihm Wahlberg entgegen.

Das Schiff war alsbald oben und unten, vorn und hinten mit Leinwand bedeckt. Unten im Takelwerk fing der Wind an zu heulen, oben zu pfeifen. Die Möwe holte dann und wann schwer nach Lee über und stampfte mit solcher Energie, daß der Schaum manchmal bis zur Höhe des Klüverbaums aufspritzte.

Der Steuermann kam auf das Quarterdeck zurück.

„Die Segel sind gesetzt, Kapitän Wahlberg. Soll aufgebraßt und Kurs auf den Kanal gehalten werden?“

Wahlberg überhörte die Frage.

„Lassen Sie die Flagge herunterholen, Steuermann. Nachher lassen Sie die Anker aufsetzen; dann theilen Sie die beiden Wachen ein und geben den Leuten Arbeit.“

„Ja wohl, Kapitän. Aber soll ich nicht vorher aufbrassen? Da das Schiff vorn sehr einsetzt, wird das Aufsetzen der Anker nicht leicht sein.“

„Lunt, ich weiß nicht, was ich von Ihnen denken soll. Gestern sagten Sie mir, daß das Uebernehmen der Boote im Finstern schwierig sei; heute kommen Sie mir damit, daß das Ankeraufsetzen bei hoher See ebenfalls nicht leicht sei. Hat man Sie denn gelehrt, nur bei schönem Wetter und glatter See Seemann zu sein?“

Lunt schaute einige Sekunden auf das Deck nieder. Dann hob er die düsteren Augen; ohne seinen Kapitän zu streifen, richtete er sie nach Osten auf die See.

„Dort hinten steht viel Wind und hohe See, Kapitän Walberg. Das Schiff kann schon jetzt nicht die leichten Segel vertragen, und nach einer halben Stunde wird es mit der Regeling im Wasser liegen. Da wir es nicht nöthig haben, beim Winde zu segeln, fragte ich an, ob ich aufbrassen und Kurs auf den englischen Kanal halten soll.“

Wahlberg schaute sich nach der holländischen Küste um.

„Ich will nichts mit dieser Küste zu schaffen haben. Sie ist mir noch zu nahe. Das Schiff soll noch eine Stunde beim Winde liegen. Mit der Fahrt, welche wir voraus segeln, kommen wir in einer Stunde weit genug und können dann nach dem Kanal abhalten.“

Er wollte sich abwenden. Lunt aber schien auf derselben Stelle stehen bleiben zu wollen.

„Wünschen Sie noch etwas, Steuermann?“

„Kapitän Wahlberg, Sie können von Glück sagen, daß Sie nicht im Dienst eines Rheders stehen.“

„Warum?“

„Weil kein Rheder es Ihnen durchgehen lassen würde, bei günstigem Winde eine Stunde auf anderen Kurs zu vertrödeln.“

Wahlbergs Auge blitzte auf.

„Wählen Sie Ihre Worte besser, Lunt. Wer ist hier an Bord Kapitän, Sie oder ich?“

„Sie.“

„Es freut mich, daß Sie das einsehen. Und mir, der ich auf diesem Schiff Kapitän bin, mir beliebt es, eine Stunde nach Nordwest in die Nordsee hinauszuhalten. Ich habe keine Eile; folglich dürfen auch Sie und überhaupt kein Einziger hier an Bord Eile haben. Verstanden?“

Der Steuermann antwortete nicht; sie schauten sich schweigend ins Gesicht. Lunts Blick wurde böse; er begab sich langsam zum Vordertheil des Schiffes.

Wahlberg warf noch einen Blick auf die See, den Wimpel oben am Besanmast und auf den Kompaß, begab sich dann in die Kajüte hinab und warf sich auf das Sofa.

Sein Steuermann machte ihm Opposition. Er hatte den Mann an Bord genommen, um sich und Jenem gebildeten Umgang zu verschaffen. Bisher war jedoch wenig davon zu merken gewesen. Lust machte ihm vorsätzlich Opposition. Denn leichte Boote im Finstern auf das Deck zu schaffen oder die Anker überzunehmen, mochte die See hoch oder niedrig sein, Beides waren Dinge, welche jeder Seemann zu jeder Stunde zu unternehmen sich getraute. Sein Steuermann hatte sie nur als Vorwand benutzt, um zu opponiren.

Warum opponirte er?

Wahlberg hatte längst vergessen, daß der Steuermann gestern Abend im Theater gewesen und er selber gerade durch ihn auf das schöne, bleiche Mädchen aufmerksam gemacht worden war. Dem Steuermann aber war es nicht entgangen, daß Wahlberg sich heute nach dem Ostindienfahrer erkundigt, der an dieser Stelle des Hafens gelegen und Damen an Bord gehabt hatte. Er kannte diese Damen, wenigstens aus der Ferne, und wußte, daß sie auf dem Vollschiffe logirten.

Er ahnte, daß für Wahlberg kraft seiner Persönlichkeit, seiner Bildung und seiner Anschauungen jene Frauen,

mochten sie auch den höheren Gesellschaftsklassen angehören, erreichbar seien. Mochten alle anderen Umstände, Eltern und sonstige Verbindungen, nein sagen; jene Mädchen würden ja sagen.

Zugleich aber ahnte Lunt auch, daß ihm selber nichts davon beschieden war. Bildung besaß er; aber seine Persönlichkeit war abstoßend und seine Anschauungen waren gewöhnlich geblieben. Er machte seinem Kapitän Opposition, weil dieser ihm antipathisch war; er empfand Neid, Mißtrauen, alles Mögliche gegen ihn. Die Opposition wurde thatkräftiger und strebte einem noch verborgenen Ziele zu, seitdem Lunt wußte, daß auch sein Kapitän jene Mädchen kannte oder wenigstens gesehen hatte.

Wahlberg selber gab sich seinen Antipathien und Sympathien nur mit Widerstreben hin. Wie oft hatten ihn beide nicht belogen? Er war zu tief, um ersten Eindrücken zu unterliegen; besonders die Antipathie gegen irgend Jemand war bei ihm oft durch Gewöhnung, durch den Strom der Zeit ausgelöscht worden.

Sympathisch war ihm sein neuer Steuermann nie gewesen. Aber er hatte nicht geglaubt, daß er ihm so widerlich werden könnte, wie er es auf Lunts eigene Veranlassung von heute ab wahrscheinlich zu werden schien.

Das Schiff holte plötzlich so schwer nach Lee über, daß Wahlberg, obgleich er fest in der Sofaecke saß, doch

unwillkürlich die Hand nach der Tischkante ausstreckte, um sich festzuhalten.

Er erhob sich und eilte hinaus.

Das war ein Sturm. Das Schiff stieg vorn fortwährend hoch in die Luft und nahm beim Einsetzen jedes Mal Wasser über. Vor dem Fockmast, an der Windseite, drängte sich die Mannschaft zusammen. Die Augen Aller waren auf den oberen Theil der Takelage gerichtet. Das Schiff trug trotz des heulenden Sturms noch die leichten Segel.

Wahlberg öffnete die Lippen, als wenn er schnell einen Befehl geben wollte, schloß sie aber wieder und stieg langsam auf das Quarterdeck.

Er ging an dem Steuermann vorbei; der betrachtete ihn höhnisch.

„West-Süd-West. Laß' abfallen!" befahl Wahlberg dem Mann am Steuer.

Das Rad drehte sich.

„Lassen Sie aufbrassen, Steuermann!"

Lunt lächelte. Wahlberg trat schnell an ihn heran.

„Wenn ich abhalten und aufbrassen lasse, so geschieht es nicht, weil ich dem Schiff nicht zutraue, mit diesen Segeln trotz der starken Brise noch länger beim Winde zu segeln. Es war meine Absicht, eine Stunde beim Winde zu liegen. Diese Stunde ist längst um. Darum lasse ich aufbrassen."

„Kapitän Wahlberg, der Wind nimmt stetig zu. Soll ich die leichten Segel festmachen lassen?“

„Nehmen Sie den Außenklüver und das vordere Oberbramsegel fort. Alles Uebrige bleibt stehen.“

Das Schiff segelte jetzt mit Backstagswind, d. h. es hatte den Wind von hinten, zugleich etwas seitwärts; alle Segel vermochten zu ziehen. Das Heulen oben, das Stampfen unten hörte auf. Ein gleichmäßiges starkes Rauschen war vernehmbar; das Schiff schlengerte leicht von Bord zu Bord, manchmal wurde es von einer ihm nachrollenden Welle überholt, manchmal war es auch schneller, als die Welle, und ließ sie zurück.

John hing die Nase über die Regeling und betrachtete den vorbeifliegenden Schaum.

„Jetzt, Männers, geht erst die richtige Segelei los. Jetzt, Männers, werdet Ihr 'mal sehen, wie die Schut' durchs blaue Wasserchen schmettert. Dunnerchen! Eben haben wir noch gesegelt, wie 'n Yankee, in 'ner Marssegelsbris' beim Wind mit Oberbramsegels im Top, Dunnerchen! Jetzt aber werden wir segeln, wie feine Herrens, das heißt, wer sich hier sehen läßt, dem drehen wir unser Achtertheil zu. Dunnerchen! Ich bin falsch, weil sich hier kein Mitsegler sehen läßt. Dem würden wir mit der Fahrt, die wir voraussschießen, gehörig die Augens auswischen. Dunnerchen, was für 'ne Fahrt, Dunnerchen und Dunnerchen!“

Ueber ihm, in den Fockwanten, wurde eine Er-

schütterung wahrnehmbar, welche ihn veranlaßte, aufzusehen. Es war der Matrose Karl Zilkowski, welcher eben das Oberbramsegel festgemacht hatte.

„Karl, hast Du Dich die Welt von dort oben angesehen? Hast Du gejumpt, Karl? Wie gefallen Dich unsere Mastens? Dunnerchen, Du hast ordentlich Farb' in Dein Milchsuppengesicht bekommen, jetzt siehst Du aus, wie n'en schönen Kerl. Aber Du brummst? Was hast Du zu brummen, Karl?"

Zilkowski sprang schwer von der Verschanzung auf das Deck.

„Solche Arbeit paßt mich nicht; das ist keine Matrosenarbeit nicht. Wenn der Alte die leichte Segels festgemacht haben will, dann laß' er sich dazu ein paar Jungens an Bord halten.

„Ich wundere mir, Karl, daß Du hier an Bord nicht zufrieden bist. Für Dir, der Du bei die Danziger gefahren hast und Klüten in weiße Arsten hast fressen müssen, für Dir muß dieses ein Kronschiff sein. Hast Du mir verstanden? Soll ich mit Dich unter vier Augen sprechen? Soll ich Dich in Grund und Boden hauen, Du Danziger Bowke, Du?"

„Loggen!" schallte es vom Hinterdeck.

„Soll ich Dich Beine machen, Karl? Weißt Du nicht, daß Du hier einer von die Jüngste bist? Hast Du nicht gehört, daß sie loggen wollen?"

Karl lief mit einem anderen Matrosen nach hinten. Es wurde geloggt.

„Wie viele Knoten läuft das Schiff?“ fragte Wahlberg.

„Zehn und einen halben.“

„Gut! Um Mitternacht werden wir unter der englischen Küste sein. Ungefähr um Ihre Wache, Steuermann. Wenn das Feuer von South Foreland in Sicht kommt, rufen Sie mich.“

„Kapitän Wahlberg, es weht jeden Augenblick stärker. Soll ich nicht die leichten Segel fortnehmen lassen? Die beim Wind kreuzenden Schiffe drüben tragen bereits zwei Reffe in den Marssegeln und haben Großsegel und Besan festgemacht. Da der Wind vierzehn Tage lang stetig aus Westen geweht hat, wird der Kanal bei Dover voll kreuzender Schiffe sein.“

Wahlberg betrachtete den Horizont.

„Es klart auf. Der Wind fegt den Nebel fort. Wir werden eine klare Nacht haben. Lassen Sie die Segel stehen, Steuermann.“

Der Nachmittag verging. Wahlberg hielt sich in seiner Sofaecke auf und rauchte. Vor ihm auf dem Tisch lag die ausgebreitete Kanalkarte, auf die er dann und wann einen Blick warf. Die wilde melodielose Musik in der Kajüte war stärker geworden, da das Schiff stark schlengerte.

Das Abendessen wurde von den Beiden schweigend

eingenommen. Lunt beeilte sich außerdem, da durch die Nähe der Küste und die Gefährlichkeit dieses vielbesuchten Fahrwassers seine Anwesenheit auf dem Deck geboten war.

Die Kajütenlampe wurde angezündet. Wahlberg lag in Kleidern und im Halbschlummer auf dem Sofa, als Lunt mit Schwierigkeit wieder durch die Kajüte balancirte.

„Kapitän, das Feuer ist in Sicht."

Vom Quarterdeck schaute Wahlberg zuerst nach vorn. Sein vorwärts rasendes Schiff überholte jetzt sämmtliche Wellen; wenn es sie auseinanderstieß, spreizte sich augenblicklich von beiden Seiten des Bugs eine Schaumfläche ab, welche breit und wohl fünfzig Fuß lang, erst weit entfernt vom Schiff spitz wurde und verschwand. Diese weißen Schaumkämme waren auf dem schwarzen Wasser wie Lichtgarben, deren Wirkung an dem helleren Leuchten der unteren Segel sichtbar wurde. Das Rauschen in der Takelage war noch immer einstimmig, aber gewaltiger als vorhin. Das Blitzen und Schäumen des hinter dem Schiff sich schließenden Kielwassers war so stark, daß es wenigstens in der Länge von zweihundert Fuß zu unterscheiden war.

„Wie viele Knoten läuft's?"

„Zwölf und einen halben."

„Dann kann das große Oberbramsegel fortgenommen werden."

Wahlberg stellte sich so, daß er durch das grüne

Licht der Steuerbordlaterne nicht belästigt wurde, und richtete das Nachtglas in die Nacht hinaus.

Das Feuer von South Foreland, ein mächtiges elektrisches Drehfeuer, welches noch auf dieser Seite Dowers auf einem Felsen liegt, aber nach der Nordsee hin durch einen zweiten Felsen etwas verdeckt wird, war noch nicht durch sich selber, sondern nur durch den blassen Schein sichtbar, der bis hoch über den Leuchtthurm emporgeworfen wurde.

Das Feuer lag im Westen. Wahlberg richtete das Glas nach Nordwesten; nach dem ersten Blick setzte er es ab und reichte es dem Steuermann.

„Schauen Sie einmal durch. Sehen Sie etwas im Nordwesten?"

Lunt ließ das Glas sinken.

„Goodwin Sands, Kapitän. Der Schaum tanzt dort nicht schlecht."

„Lassen Sie die Buchgordinge der Untersegel etwas durchholen, damit wir über den Bug nach vorn sehen können. Sagen Sie auch den Leuten, daß sie die Augen aufmachen sollen."

„Kapitän Wahlberg, soll ich nicht auch einige Segel festmachen lassen? Das Schiff läuft eine unglaubliche Fahrt. Sie werden sich eben selbst davon überzeugt haben, daß da vorn Alles voll rother und grüner Laternen steckt. Die beim Winde kreuzenden Schiffe müssen trotz des

Sturmes mehr Segel führen, als es auf hoher See geschehen dürfte; sie müssen es darauf ankommen lassen, um sich vom Lande frei zu kreuzen. Wir aber haben das ja nicht nöthig, Kapitän."

Lunt sprach ruhig und ehrerbietig; dieses Mal machte er nicht Opposition um der Opposition willen.

Wahlberg dachte eine Minute nach; dann schüttelte er den Kopf. Es blieb beim Alten.

Der Steuermann begab sich nach vorn, ließ die Untersegel etwas aufholen, und empfahl den Matrosen, angestrengt auszulugen.

„Solch 'ne Fahrt macht man auf Danziger Schiffen nicht, was?" fragte er den Zilkowski.

„I wo, Steuermann, höchstens seine acht Knotens werden dort gemacht."

„Dieser macht beinahe dreizehn."

„Das ist unheimlich, Steuermann. Aber mit solch 'nem Schiff und besonders mit solche Segels geht es."

„Es ist zu viel, Karl. Bist Du hier an Bord zufrieden?"

„Ich weiß nicht, Steuermann. Die Andern foppen mir zu viel. Sie sagen, ich bin der Jüngste im Schiff, und schicken mir fortwährend 'rauf, um die kleine Segels festzumachen."

„Das brauchst Du Dir nicht gefallen zu lassen. Du bist Matrose wie die Anderen und brauchst ihnen nicht zu

gehorchen. Ich lasse mir ebenfalls nichts gefallen. Ich hab' dem Alten gesagt, daß bei solcher Brise und noch dazu hier vor dem Kanal kein vernünftiger Mensch so viele Segel setzt. Aber der Alte —"

„Hat er nicht auf Ihnen gehört?"

„Wer nicht hören will, muß fühlen. Hei, wie das Schiff überholt! Das macht das härteste Schiff weich. Es ist, als wenn der Alte mit Gewalt die Nähte auseinanderreißen will; Ihr könnt' Euch gratuliren; morgen werdet Ihr wahrscheinlich an den Pumpen stehen müssen, um das Wasser aus dem Schiff zu schaffen, das der Alte durch seine Segelmethode über Nacht hineinschafft."

„Mich gefällt der Alte auch nicht, Steuermann. Mich hat er eigentlich von Anfang an nicht gefallen. Was ein richtiger Seemann ist, trägt keine Bramsteng' nicht, und macht überhaupt nicht so viele Fatzchens, wie dieser hier."

Lunt sah den Matrosen an und nickte langsam und schweigend vor sich hin, als wenn er nicht wüßte, welches Ende es mit dem Gebahren des Kapitäns nehmen würde.

„Wenn sie Dich wieder foppen, — daß sie Dich armen Kerl foppen, habe ich übrigens schon vor Tagen gesehen — wenn sie Dich wieder foppen, dann komm' nach achtern. Ich will Dir beistehen gegen Jedermann, Karl, selbst gegen den Alten. Wenn noch einer an Bord ist, der sich zu beklagen hat, dann halte mit ihm zu-

sammen; ich will ihm ebenfalls beistehen. Es braucht aber hier vorn sonst Keiner zu wissen, daß ich Deine Partei nehme, hörst Du?"

„Nein, nein, Steuermann. Ich sei nicht so dumm, ich versteh' recht gut, Steuermann."

Die beiden neuen Verbündeten tauschten noch einen Blick aus, dann begab sich Lunt wieder auf das Quarterdeck.

Das Schiff flog weiter. Der fahle Schein des Leuchtfeuers breitete sich vorn über den Himmel aus. Die Schaumberge der Goodwin Sands waren seitwärts auch für unbewaffnete Augen erkennbar. Die Anzahl der rothen und grünen Laternen mehrte sich. Das waren Schiffe, welche unter Sturmsegeln zwischen Dover und Calais kreuzten; zeigten sie die grüne Laterne, so war das ihre rechte, die Steuerbordseite, und sie hielten auf die englische Küste ab; zeigten sie dagegen die rothe Laterne, so war es die linke, die Backbordseite, und ihr Bug lag gegen die französische Küste.

Der Schiffszimmermann und die sieben Matrosen der Wache saßen auf der Back herum, schützten zum Theil die Augen mit der Hand nach der Seite hin, an welcher der Schaum vor dem Schiff aufkochte, und lugten scharf nach vorn. Keiner sprach ein Wort.

Wahlberg und Lunt befanden sich an dem Geländer, welches das Quarterdeck vom Vorderdeck schied. Beide

hatten sich etwas vorgebeugt und gebrauchten eifrig die Gläser.

Eine halbe Stunde verging. Das Feuer von South Foreland lag jetzt beinahe seitwärts; es leuchtete so mächtig, sein Lichtbezirk nach oben und nach den Seiten war so ausgedehnt, daß es fast blendete. Das Schiff befand sich im engsten Theil der Straße.

„Nach einer halben Stunde sind wir wieder in raumem Wasser," sagte Wahlberg leise.

„Eine halbe Stunde ist eine lange Zeit," murmelte der Steuermann.

Abermals vergingen einige Minuten.

„Herr Gott, was wird das?"

Der Schrei kam von der Back her und fuhr so schrill und gellend aus der Kehle, als wenn er unwillkürlich und angesichts von etwas Unerwartetem abgegeben worden sei.

Wahlberg und Lunt beugten sich weit nach vorn, in den Augen alle Sehkraft, deren dieselben fähig waren.

Nun kam es nach hinten gesprungen, links und rechts.

Der Steuermann richtete sich auf.

„Hab' ich Ihnen nicht gesagt, Kapitän, daß Ihre verdammte Unbesonnenheit uns in des Teufels Ofenloch bringen würde?"

Wahlberg hatte ihm schon den Rücken zugekehrt und erreichte mit drei Sätzen das Steuerrad.

Die Matrosen stürmten die beiden Treppen zum Quarterdeck herauf.

„Grüne Laterne am Backbord, dicht vor dem Bug," schrie der Eine über das Deck.

„Rothe Laterne am Steuerbord, ebenfalls dicht vor dem Bug," gellte die Stimme des andern.

„Fort!" Wahlberg stieß den steuernden Matrosen vom Rade. Seine Hände umklammerten die Speichen; den Kopf weit über das Rad nach vorn beugend, bohrte er die Augen in die Finsterniß. Seine Lippen waren geöffnet, er keuchte.

Um das zu vermeiden, was dort vorn drohte, dazu gehörte hohe Seemannskunst, vollständige Kenntniß des eigenen Schiffes, genaue Berechnung; und das Alles wollte angewendet werden in einem Augenblick, erforderte einen blitzschnellen Entschluß und den gleichzeitigen Uebergang in die That.

Dort vorn kreuzten sich zwei lavirende Schiffe in so geringer Entfernung voneinander, daß sie Gott danken konnten, wenn sie selber von einander frei kamen. Auf den Kreuzpunkt der beiden Segler schoß sein eigenes Schiff zu. Bog er rechts aus, so lief er der grünen Laterne in die Seite, welche etwas ferner schien, als die rothe; das Schiff, welches sie trug, mußte dann schon hinter dem mit der rothen Laterne hervorgekommen sein und hinderte dort den Weg. Bog er links aus, so jagte er der rothen

Laterne in die Seite, die dann nach links einen Vorsprung gewonnen haben mußte. Ließ er sein Schiff geradeaus laufen, so konnte er beide über den Haufen segeln: denn jene lagen unter Sturmsegeln beim Winde, kamen nur langsam vorwärts, eines schien am andern kleben bleiben zu wollen.

Jetzt deckten sich die beiden Schiffe.

Wahlbergs Auge maß dreißig Fuß rechts seitwärts von der rothen Laterne ab. Soweit pflegten die Signallaternen von dem Heck eines Schiffes abzustehen; so weit waren sie auch von dem Heck seines eigenen Schiffes entfernt.

Dann griff er in die Speichen.

Sein Schiff schoß in den Wind. Die leichten Segel oben prasselten, die schweren schlugen donnernd gegen die die Masten; die Masten bebten.

Aber der Anlauf des Schiffes war stark gewesen; es blieb in der Fahrt.

Wahlberg zielte dreißig Fuß rechts von der rothen Laterne.

Es ging. Die Möwe kam frei. Dicht hinter dem Fremden stieß ihre Bugspriet in die leere Luft. Das war eine große Brigg; der Baum ihres Briggsegels streifte die im Winde peitschende Fock der Bark und schlippte dann, ohne Schaden anzurichten, ab.

Wahlbergs Auge richtete sich nach oben. Die Segel prasselten und schlugen nach. Der Baum des Besansegels

war nach der Luvseite übergegangen, hatte ihm die Mütze vom Kopf geschlagen und ihm die Stirnhaut abgeschürft.

War das Schiff noch in der Fahrt?

Denn vor ihm, nicht hundertfünfzig Schritt entfernt, lag der andere Beimwinder und wollte nicht vorwärts. Die Möwe war eben im rechten Winkel in den Wind gelaufen; nun mußte sie im rechten Winkel abfallen, um hinter dem Heck des zweiten Schiffes vorbei zu kommen.

Er griff wieder in die Speichen und drehte das Rad in entgegengesetzter Richtung.

Dann schaute er empor. In den Augen trug er die Seele, er schien ein Gebet an seine Segel zu richten.

Das Prasseln und Schlagen ließ nach; nun hörte es auf. Nun ging eine leichte Wellenbewegung durch die Segel. Nun füllten sie sich mit Wind.

Das Schiff hatte noch Fahrt.

Es fiel ab.

Erst langsam, dann schneller, glitt es auf das Heck des zweiten Schiffes zu, dann an ihm vorbei und gewann endlich die fliegende Fahrt zurück. Der pfeifende und heulende Gruß aus der Takelage des fremden Schiffes wurde im nächsten Augenblick übertönt von dem eintönigen Orgelrauschen, mit welchem der Sturm die Takelage der Möwe vor sich her trieb.

„Nimm! West-Süd-West!“ Wahlberg gab das Rad wieder an den Matrosen ab.

Dann suchte sein Auge den Steuermann. Es war wild und leuchtete. Nun hatte es ihn gefunden.

Mit einem Satz war er neben Lunt, schlug die Hand in seine Schulter und zerrte ihn mit sich nach vorn. Erst vor dem Besanmast machte er Halt.

Seine Finger krallten sich in die Schulter des Steuermanns.

„Wenn ich noch einmal eine solche Bemerkung höre — wenn ich — wenn Sie unverschämter Patron sich noch einmal erlauben — Herr, vor der ganzen Mannschaft putze ich Sie herunter — Sie — Sie —“

„Kapitän — ich —“

„Still! Kein Wort! Wenn Sie noch einmal widersprechen —“

„Kapitän — wenn Sie mir Ihre Absicht mitgetheilt hätten, warum Sie so viele Segel —“

„Still! Auf tiefem Grund, hier unten unter uns lägen Sie jetzt, wenn ich nicht — still! Wenn das Schiff nicht diese Fahrt gelaufen hätte, dann hätte es nicht gesteuert — und Sie wären ersoffen, wie ein Hund! Sie, Sie — rühren Sie sich nicht, Mann! Wenn Sie sich noch einmal unterstehen — wenn Sie noch einmal eine solche Bemerkung machen — Sie, der Sie hier an Bord das Beispiel geben sollen — ich schwöre es Ihnen zu —

ich — ich schlage Ihnen hinter die Ohren, wie dem jüngsten Bengel an Bord!"

Er stieß den Steuermann von sich ab. Der taumelte und hielt sich an dem Geländer fest.

Lunt war erbleicht, seine Lippen zuckten. Aber nach einem Blick auf den Andern senkte er die Lider und unterdrückte die Antwort.

So viel war auch trotz der finstern Nacht zu unterscheiden; Wahlberg befand sich nicht in der Verfassung, auch nur noch ein einziges Wort zu hören.

Das war derselbe Mann, der den Komment des Göttinger Korps nicht hatte vertragen können und darum von ihnen ausgeschieden war; derselbe Mann, welcher nicht hatte Beamter werden wollen, weil er dadurch auch Untergebener geworden wäre.

Er war noch barhaupt; sein Gesicht war mit Blut überströmt, das Haar flatterte im Winde.

„Scheren Sie sich unter Deck. Ich will Sie heute hier nicht mehr sehen. Wird's bald?"

„Er ist meine Wache, Kapitän."

„Wird's bald?"

Lunt stieg langsam die Treppe hinab. In seiner Kammer war Alles finster; aber er zündete nicht seine kleine Lampe an, sondern setzte sich auf die mit Leder bezogene Bank, welche sich an der Querwand der Kammer

befand, nahm den Kopf zwischen die Hände und brütete vor sich hin.

Bald darauf wurde der Matrose am Steuer abgelöst. Der begab sich eilig nach vorn.

„Heiliges Donnerwetter, dem hat er es gegeben. Nicht schlecht hat er es ihm gegeben. Ihr hättet ihm sehen sollen, wie ihm das Blut vom Kopf leckt und wie er dem Steuermann gegen die Bastenirung stauchte — heiliges Donnerwetter, ich dacht', er wollt' ihn auffressen! Aber 'nen fixen Kerl ist der Alte — wie er mich das Rohr abnahm und sofort wußt', was er zu thun gehabt hat — 'nen fixen Seemann ist er, und wer mit ihm segelt, dem wird nichts nicht geschehen — heiliges Donnerwetter, wie er mit dem Steuermann längs Deck ging — und ohne Mütz, die war ihm über Bord gegangen!"

V.

Genau drei Wochen waren vergangen.

Vom Himmel strömte der Regen. Das Meer trug Tintenfarbe; nur dort, wo man aus der Nähe auf dasselbe hinabsah, konnte man bemerken, daß sein Wasser blau war; aber es war ein Blau, das mit einer schwarzen Schicht bedeckt schien.

Hohe Wellenberge kamen unaufhörlich von Südost gerollt; aber sie trugen keine Schaumkämme und rauschten nicht, denn die Luft war still.

Die Möwe hatte alle Segel beigesetzt, schlengerte und stampfte jedoch nach allen Richtungen. Das einzige Geräusch, welches hörbar war, kam von den durchnäßten Segeln, welche, der Bewegung des Schiffes folgend, schwer gegen die Masten und die Takelage schlugen. Der Segelmacher prügelte sich mit dem Reepschläger, so nennt es der Seemannswitz, wenn Windstille und gleichzeitig hohe See die Takelage und die Segel mit einander in Streit bringen.

Die Luft war so dick, daß man nicht zweihundert

Schritt voraussehen konnte. Aber trotzdem wurde der Horizont manchmal hundertfach von senkrechten und wagerechten Blitzen zerrissen, welche über die graue Scene ein gelbes, fahles Licht warfen. Das dauerte öfter eine lange Minute: an Stelle des rollenden Donners ließ sich jedoch nur ein gleichzeitiges Prasseln hören, das ebenfalls ringsum vernehmbar war und etwa einem starken Gewehrfeuer glich.

Es war um die Mittagsstunde. Die Mannschaft der Möwe war vollzählig an Deck. Alle trugen Südwester und Oelröcke, waren aber barfuß; die Gesichter verdrießlich. Die Meisten waren damit beschäftigt, das Regenwasser, welches vom Quarterdeck und von der Decke des Rofs ablief, in Pützen aufzufangen und dann in die großen Wasserfässer zu füllen, welche um den Rof befestigt waren.

Jetzt ertönte der Ruf des Kochs zum Schaffen, und die ganze Gesellschaft, ausgenommen den Ausluger vorn und den Mann am Steuer, zog sich in den Rof zurück, um zu Mittag zu essen.

Gleich darauf erschien der Koch auf dem Mitteldeck. Theils mit dem linken Arm an die Brust gedrückt, theils in der rechten Hand trug er die blanken Blechgefäße, in welchen er das Essen nach der Kajüte schaffte. Auch er hatte den Südwester auf dem Kopf und den Oelrock angezogen; die Beine steckten in hohen Seestiefeln. Wenn das Schiff überholte, sah er sich genöthigt, stehen

zu bleiben, die Füße weit auseinanderzustellen und mit allen seinen Gefäßen sonderbare Uebungen zur Erhaltung des Gleichgewichts zu unternehmen.

John Bart kam an ihm vorüber, als das Schiff gerade wieder einmal überholte.

„Koch, wie kommt es, daß Du heute Deine rothe Schuhchens nicht anhast?"

Das Schiff richtete sich wieder auf. Der Koch benutzte das, um in drei Sätzen die Kajüte zu erreichen. An deren Eingang, nach beiden Seiten vor dem Umfallen geschützt, drehte er sich um.

„Dämelsack! Früher hab ich Dir für einen ernsthaftigen Mann gehalten, John. Ich hab' geglaubt, daß Du ein Einsehen haben würdest, daß es auf diese Hochten auch für mir ohne Oeljacket nicht geht. Ich habe mir aber getäuscht, John. Du kommst mich vor, wie 'nen richtigen Jan Schlengerumdiesteng', Du kommst mich läppisch vor, John."

Der Andere stand beim großen Mast und machte ein entzücktes Gesicht.

„Rege Dir nicht auf, Koch. Du siehst auch ohne rothe Schuhchens nicht schlecht aus. Wenn Du Dir aufregst, muß ich glauben, daß Du Dir zu sehr über Deine Potten und Kasserollen hast ärgern müssen, als sie vorher immer aus die Kochlöcher herausrutschten. N'en richt'gen

Koch muß sich über so was nicht ärgern. Wie gefällt Dich die hohe See außenbords?"

„Soll ich Dich meine Potten an den Kopf schmeißen, John?"

„Was soll der Spektakel vor der Kajüte?" ließ sich Wahlbergs Stimme von innen vernehmen.

John rieb sich die Hände.

„Hörst Du ihn, wie er singt? Grüß' ihn von mich, Koch!"

In der Kajüte war die Temperatur noch schwüler und feuchter, als draußen. Auf den Polsterbänken, deren dunkelrother Sammet jetzt mit weißer Leinwand überzogen war, saßen Wahlberg und Lunt einander gegenüber und waren im Begriff, das Mittagessen einzunehmen.

Quer über den Tisch waren verschiebbare Leisten gespannt, zwischen welchen die Gefäße eingezwängt wurden, um ihr Abgleiten zu verhindern. Das Rollen des Schiffes war indessen so schwer, daß die Beiden die Teller in die Hand nehmen und mit denselben fortwährend balanciren mußten, um nichts zu verschütten.

Wahlberg hatte seit jener Nachtscene im englischen Kanal mit seinem Steuermann nur noch über Dinge gesprochen, welche sich auf den Dienst bezogen. Der Kapitän hatte sich in der Ueberzeugung befestigt, daß ein Zusammenstimmen mit Lunt unmöglich sei, und der Letztere

empfand für Wahlberg nur noch Neid und Haß, welche danach verlangten, zum Ausdruck zu gelangen.

Als Lunt den Löffel an den Mund führte, beobachtete ihn Wahlberg; er lächelte, als er den Ausdruck auf des Steuermanns Gesicht wahrnahm.

„Das schmeckt bitter, nicht wahr?“

„Ja.“

„Aber ich kann Ihnen und den Leuten nicht helfen. So lange es regnet, werden die grauen Erbsen und der Kaffee mit Regenwasser gekocht, wenn es auch ein bischen nach Theer schmeckt. Da ich selber mitesse, werden auch die Anderen sich daran gewöhnen müssen.“

„Kapitän, die Leute wissen, daß sich im Raum noch frisches Wasser für zwei Monate befindet. Das reicht zweimal für die Reise nach Buenos Aires aus.“

„Ich gehöre zu Denjenigen, welche den besten Wein zuletzt ausschenken. Und wenn ich sehe, daß es nicht nöthig ist, schenk' ich ihn überhaupt nicht aus.“

„Die Mannschaft beklagt sich, Kapitän.“

„Nennen Sie mir Namen.“

„Zilkowski.“

„Der? Ja, ich erinnere mich, ich habe Sie oft mit dem Mann zusammengesehen.“

Wahlberg schaute scharf zu Lunt herüber. Der sah in seinen Teller und antwortete nicht.

„Grundsätze sind Grundsätze, Steuermann," fuhr Wahlberg fort. „Ich schütze mich vor Gefahren, die erst nach Monaten drohen, die vielleicht auch gar nicht drohen. Was aus der Pflicht hervorgeht und durch sie geboten ist, kann nur durch Grundsätze geregelt werden. Meine Pflicht ist, Schiff und Mannschaft wohlbehalten nach Buenos Aires zu bringen; um das unter allen Umständen zu ermöglichen, breche ich die eiserne Ration im Raum unten erst im äußersten Nothfall an."

„Sie haben selber gesagt, Kapitän Wahlberg, daß die Gefahr vielleicht nur eingebildet ist. Einer eingebildeten Gefahr gegenüber wird ein Grundsatz, der auf diese Gefahr berechnet ist, zur Komödie."

„Nein. Ließe ich ihn fallen, würde ich an meiner Selbsterziehung rütteln. Ich bin mehr aus einem Guß, stehe achtungswerther vor mir selber da, wenn ich ihn zu jeder Zeit, selbst gegen mein Interesse durchführe, als wenn ich ihn der Bequemlichkeit oder dem Bedürfniß unterordne. Warum lächeln Sie, Steuermann?"

„Kapitän Wahlberg, seine Grundsätze zu jeder Zeit aufrecht halten, wie Sie es zu wollen belieben, kann nur Derjenige, welcher wie Sie einen großen Geldsack hinter sich hat. Wer den nicht hat, muß den Mantel nach dem Winde hängen: Und wem es unangenehm ist, den Mantel nach dem Winde zu hängen, der muß darnach trachten, einen Geldsack zu erwerben. Und je unangenehmer ihm

das Manöver mit dem Mantel ist, desto rücksichtsloser wird er in der Wahl der Mittel sein, um zu dem Geldsack zu kommen. Sie besitzen den letzteren, Kapitän, darum dürfen Sie Grundsätze haben und dieselben durchführen, auch wenn sie paradox sind."

„Nein, Lunt. Wenn Sie mit einem Gedanken brechen müssen, der mit Ihnen verwachsen ist, der dreißig Jahre alt geworden ist, wie Sie selber, ist es Ihnen dann nicht, als wenn Sie einen Stein aus Ihrem Fundament brechen, als wenn Sie irre an sich selber werden, als wenn Sie nicht mehr getrost und sicher in die Zukunft schauen könnten, als wenn Sie in die zweite Reihe treten, und von dem Kurs Derjenigen abhängig sein müßten, welche vor Ihnen segeln?"

„Keiner meiner Gedanken ist jemals so stark gewesen, als daß ich das Brechen mit ihm überhaupt gespürt hätte," sagte Lunt kalt.

„Dann bedaure ich Sie."

„Selbständige Gedanken können sich nur auf der Grundlage des Geldbeutels bilden, Kapitän."

Wahlberg zuckte die Achseln.

„Vielleicht giebt es Menschen, welche auch ohne Geldbeutel auf ihren Gedanken bestehen, und vielleicht gehöre ich zu ihnen. Selbst wenn ich mich dem Teufel verschrieben hätte, so glaube ich, daß auch der frommste und

schönste Engel nicht im Stande wäre, einen Strich durch meine Verschreibung zu machen."

Nun zuckt Lunt die Achseln.

„Was wollten Sie sagen? Aeußern Sie sich, Steuermann."

„Vielleicht nimmt der Teufel Sie einmal beim Wort, Kapitän Wahlberg."

Wahlberg zuckte seinerseits die Achseln, schwieg und aß die Suppe.

Wenn man übrigens erst den fünften oder sechsten Löffel zu sich genommen hat, kommen einem die Erbsen nicht mehr so bitter vor," bemerkte er nach einer Pause.

In diesem Augenblick schien das Vordertheil des Schiffes senkrecht in die leere Luft zu fallen. Gleich darauf erfolgte ein kurzer, harter Stoß, und es ließ sich von vorn ein leichtes Rauschen hören. Die Bewegung war so plötzlich gewesen und so unvermuthet gekommen, daß der Oberkörper der beiden Seeleute ebenfalls eine starke Bewegung nach dem Vordertheil des Schiffes zu machte und sie von dem Inhalt ihrer Teller etwas verschütteten.

„Das Schiff ist mit dem Bug in eine hohle See gefallen und hat dann die nächste steile See übergenommen," sagte Wahlberg leichthin.

Er leerte seinen Teller, stellte ihn fort und schaute

dann zum Skylight empor, in welchem auch das Barometer angebracht war.

„Nun sind es bereits vierzehn Tage, daß wir auf derselben Stelle herumbaxen. In einundzwanzig Tagen von Dover bis auf zwei Grad nördlich vom Aequator geschoben und dabei durch einen Nordostpassat verwöhnt, wie ich ihn stetiger noch niemals erlebt habe; und nun hier vierzehn Tage auf derselben Stelle, um Buße zu thun. Ich möchte wissen, wann der Südostpassat endlich von sich hören lassen wird."

„Als ich das letzte Mal die Linie passirte, setzte er erst drei Grad südlich ein."

„Ich bin ihm einmal bereits auf acht Grad nördlich begegnet. Wo mögen wir eigentlich sein?"

„Als wir vor vierzehn Tagen das Besteck aufnahmen, waren wir etwas mehr als einen Grad von der Linie entfernt."

„Seitdem mag uns die Strömung etwas westwärts getragen haben: vorwärts werden wir kaum gekommen sein. Ich wünschte, die Sonne käme einen Augenblick durch, damit wir das Besteck aufnehmen können."

Wieder der Stoß vorn und das Rauschen.

„Die See wächst. Ich kann mir die Sache nicht recht erklären. Wir haben diese schwere Dünung von vorn seit der Nacht, und noch immer nimmt sie zu. Hat dort unten bei St. Helena ein Sturm geweht, und treibt er uns

aus so weiter Entfernung diese Dünung zu? Oder weht er auch noch jetzt, wird er sich in den nächsten Stunden hier einstellen, und braucht er nur so lange Zeit, um sich durch die Regenböen und durch die dicke Luft durchzuholen?"

„Es ist möglich, daß er sich einstellt, Kapitän," sagte Lunt.

„In solchem Falle aber verstehe ich das Benehmen des Barometers nicht. Das Quecksilber geht in die Höhe, strebt nach ‚schönes Wetter' und ‚beständig'. Wie reimt sich das mit dieser haushohen See, mit dem Regen und mit dem Gewitter zusammen?"

Das Schiff fiel zum dritten Mal in die See.

Wahlberg erhob sich.

„Der Stoß war härter. Sind Sie satt, Steuermann? Wir wollen uns nach oben begeben, um zu sehen, wie es dort aussieht."

In dem Korridor, welcher zur Kajüte führte, hingen die Oelkleider. Sie zogen die langen Röcke an, stülpten die Südwester auf die Köpfe und stiegen dann auf das Quarterdeck.

„Der war gut!" Wahlberg war auf der Treppe stehen geblieben und hatte die Hand vor die Augen gelegt. Es hatte eben wieder ringsum geblitzt, der Horizont klaffte hundertfach nach allen Richtungen auseinander, während

das schwarzgraue, schwere Einerlei über dem Schiff unverändert blieb.

„Der Donner läßt dieses Mal auf sich warten," bemerkte Lunt.

„Sie haben recht. Aber er holt es mit doppelter Stärke nach. Hören Sie, wie es prasselt?"

Wahlberg musterte den Horizont; dann flog sein Auge über das Quarterdeck. Das leichte Erstaunen in dem Auge, als es den Mann am Steuer davon entfernt und theilnahmlos über das Geländer in die See hinabschauen sah, verging beinahe sofort.

Er begab sich nach hinten.

„Steuert das Schiff noch immer nicht?"

„Nein, Kap'tän Wahlberg."

Wahlberg griff in die Speichen des Rades, legte das Steuer hart nach Backbord, dann nach Steuerbord über, ließ es an jeder Seite eine Minute liegen und beobachtete dabei den Kompaß.

Endlich ließ er das Rad fahren.

„Nichts," sagte er zu Lunt. „Das Schiff liegt mit der Nase nach Süden, aber es gehorcht nicht."

Er versuchte auf und ab zu gehen. Es war unmöglich.

„Ich habe das Schiff noch niemals in dieser Weise arbeiten sehen, Lunt."

„Die See ist hoch, Kapitän. Sehen Sie dort vorn,

Kapitän Wahlberg — wenn das Schiff einsetzt, liegt die Fockrah so tief, daß wir über sie hinweg auf das Wasser sehen können. Wenn eine von diesen Seen überkommt und auf unsere Luken niederfällt —"

„Das Schiff liegt gut und läßt es nicht dazu kommen. Aber es könnte noch besser liegen; bei anderen Gelegenheiten hat es die See noch leichter gehalten, und es wundert mich, daß es das nicht auch heute thut. Ist Wasser bei den Pumpen?"

„Ich habe vor dem Mittagessen gepeilt. Das Schiff ist dicht, Kapitän. Es waren kaum zwei Zoll Wasser bei den Pumpen."

„Peilen Sie noch einmal."

Lunt führte den Befehl aus. Das Ergebniß war dasselbe: es waren nur zwei Zoll Wasser im Schiff.

„Dann begreife ich das Schiff nicht," sagte Wahlberg lebhaft. „Mit dem Bug arbeitet es doppelt so schwer, wie mit dem Heck. Es ist ja, als wenn es vorn senkrecht in den Grund fahren wollte. Hierbei fällt mir ein — wie war der Tiefgang im ebenen Wasser?"

„Vorn und hinten siebzehn Fuß."

„Mit voller Ladung lag das Schiff sonst vorn nur sechzehn, hinten dagegen achtzehn Fuß tief. Ich hatte ausgerechnet, daß es mit den leichten Stückgütern, welche es geladen hat, vorn nur fünfzehn, hinten höchstens sechzehn Fuß gehen würde. Nun liegt es nicht allein einen

Fuß über die Berechnung tiefer; es liegt auch auf dem Kopf, obgleich es vorn dieselbe Ladung binnen hat, wie achtern."

„Welche Ladung war in den Konnaissementen angegeben?" fragte der Steuermann schnell.

Wahlberg drehte sich verwundert nach ihm um. Lunt wendete sich ab und schien die See zu beobachten.

„Stückgüter, Kisten mit leichten Maschinen, Kramwaaren und dergleichen."

„Dann sind wahrscheinlich vorn zu viele Maschinen, und achtern dagegen zu viel leichte Waaren verladen worden," sagte Lunt nach einer Pause.

„Vielleicht sind vorn auch Dinge verstaut, Kisten, von deren Inhalt ich nicht —"

Wahlberg brach ab und schaute nachdenklich vor sich hin. Der Steuermann beobachtete ihn scharf von der Seite.

Der Gedankengang Wahlbergs wurde plötzlich unterbrochen. Und nicht nur unterbrochen; die Wichtigkeit des eben erscheinenden Gegenstandes schwemmte ihn ganz aus seinem Gedächtniß.

„Die See, sehen Sie die See, die dort aufrollt — halten Sie sich fest, Lunt —"

Aber das Schiff ritt auch über diese mächtige Woge hinweg, nachdem es bis über dem Bugspriet im Schaum gelegen. Nur die Segel schlugen an die Masten, so

donnernd und so zerstörungslustig, wie es auf dieser Reise noch nicht geschehen war.

„Ich möchte wissen, was daraus werden wird," murmelte Wahlberg. „Steuermann, lassen Sie die Marssegel dicht reffen und auch das Reff in die Fock stecken. Alle anderen Segel werden festgemacht."

„Sie erwarten also einen Sturm?"

Wahlberg zuckte die Achseln.

„Wenn keiner kommt, haben wir wenigstens dafür gesorgt, daß die Segel nicht zerreißen. Lassen Sie reffen."

Die Befehle wurden ausgeführt.

Das Schiff, nun unter schmalen Sturmsegeln liegend, hatte den letzten Halt in der Luft verloren, der als Gegenwirkung gegen die hohe See hätte dienen können. Es arbeitete furchtbar. Es fuhr bald vorn und bald hinten aus so großer Höhe, so senkrecht und mit solcher Wucht nieder, als wollte es seine Planken auf dem Wasser zerschellen.

Lunt befand sich zwischen Fock- und Großmast und warf von dort einen prüfenden Blick auf die Reffe in den Marssegeln. Als er den Fockmast gemustert hatte und das Auge senkte, fiel es auf den Matrosen Zilkowski, der zwischen Rof und Schanzkleidung stand, sich an einem Wasserfaß festhielt und mißmüthig über Bord schaute.

Lunt schaute sich nach dem Quarterdeck um; Wahlberg befand sich an der von Lunt abgewendeten Seite des

Decks und schien angestrengt das Meer nach Südosten hin zu beobachten.

„Karl!“

„Steuermann?“

„Ich kann nichts machen. Weil er das bittere Regenwasser säuft, sollt Ihr es auch saufen.“

„Der Alte will uns wohl vergiften?“

„Du mußt noch ein paar tüchtige Kerls bereden, damit sie sagen, daß auch ihnen das Regenwasser nicht schmeckt. Mit Dir allein kann der Alte nicht zur Räson gebracht werden.“

„Die Anderen hier an Bord sind Gnatzköpfe, Steuermann. Es will Keiner nicht auf mir hören; wenn ich zu reden anfang', lachen sie mir aus. Sie sagen, Regenwasser saufen und versalzene Butter fressen ist auf alle große Fahrten Mode. Sie lachen mir aus, Steuermann; denn da ich noch niemals auf diese Hochten hier gesegelt hab', so weiß ich nicht, ob das Mod' ist, und kann sie nicht antworten.“

„Gewiß ist es Mod', Du Dämelsack; der Steuermann wird es Dich sagen, daß es Mod' ist!“

Die sehr energischen Worte wurden von einem gewaltigen Räuspern begleitet; unmittelbar darauf sauste ein Strahl hellbraunen Tabaksspeichels über die Regeling in die See.

Das Alles deutete auf die Nähe Johns, der in der

That hinter der Ecke des Roſs gleichfalls auf einem Waſſerfaß geſeſſen hatte. Er hatte ſein braunes Geſicht über die Ecke hinausgebracht und gleichzeitig ſeine belehrenden Worte geſprochen.

Lunt war etwas erbleicht.

„Wenn Ihr Euch über etwas zu beſchweren habt, oder Euch an Bord etwas nicht gefällt, dann kommt zu mir und ſagt es mir, damit ich bei dem Alten ein Wort einlege. Dazu bin ich da.“

Er ſagte es und begab ſich nach hinten.

„Zuerſt habe ich mir über Dir ſelber zu beſchweren, Du falſcher Hund,“ murmelte John.

„Du ſcheinſt mich mit die Achtergäſt' ungeheuer intim zu ſein, Karl,“ fügte er laut hinzu. „Was hat er Dich verſprochen? Hat er Dich verſprochen, Dir zum Bootsmann zu machen? Weißt Du, daß es hier an Bord noch Andere giebt, die ebenfalls Bootsmann werden wollen? Kommſt Du mich in mein Fahrwaſſer, Karl? Kennſt Du mir? Willſt Du mir kennen lernen? Weißt Du, was ich mit Dich machen werde, wenn Du Dich mit dem Steuermann einläßt? Alſo unſer Alter gefällt Dich nicht? Karl, ich ſag' Dich, ſoll es mit Dich ſo weit kommen, daß Du Deine Knochens in einem Sack nach Haus' tragen mußt?“

VI.

Das Wetter blieb während des ganzen Nachmittags unverändert. Die See ging hoch und immer höher, die Luft blieb schwül und still, der Regen fiel in Strömen nieder: die Blitze erleuchteten noch fortwährend den Horizont. Nur die Zwischenräume zwischen ihnen und dem Donner waren allmählich größer geworden; der Donner hörte endlich gänzlich auf und es blieb nur ein starkes Wetterleuchten übrig.

Es befand sich die Steuerbordswache an Deck, welche von Wahlberg befehligt wurde. Der junge Kapitän hatte sich auf die Bank niedergelassen, welche am Skylight befestigt war, beobachtete von dort aus das Barometer oder schüttelte den Regen von sich ab.

Um sechs Uhr erfolgte der jähe Uebergang von Tag zu Nacht. Eine halbe Stunde später wurde die andere Wache herausgeholt.

„Lassen Sie die beiden Signallaternen in den Besanswanten anbringen, Steuermann," befahl Wahlberg.

Die rothe und die grüne Laterne, welche bei der Tiefe der Wellenthäler an ihren gewöhnlichen Standpunkten an den Seiten des Schiffes für fremde Schiffe unsichtbar bleiben konnten, wurden um zehn Fuß erhöht.

„Der Donner hat aufgehört, Kapitän Wahlberg," bemerkte Lunt.

„Und das Quecksilber im Barometer geht noch immer in die Höhe. Ich möchte wissen, ob es ausschließlich auf die Elektrizität in der Luft reagirt hat und nur, weil sich diese zu zerstreuen anfängt, auf schönes Wetter zeigt."

„Der Regen scheint ebenfalls nachzulassen."

„Dann werden wir auch bald klare Luft haben. Die hohe See aber bleibt. Wenn der Regen, trotz seiner Menge, diese See hat aufkommen lassen, dann werden wir sie jetzt, da der Regen nachläßt, bald noch höher haben. Vielleicht wird der Sturm endlich durchholen. Lassen Sie auch die Fock festmachen."

Es war stockfinster. Das wenige Licht, welches das Vordertheil des Schiffes erhellte, ging von dem Phosphorschein des schäumenden Wassers aus, welches der Bug beim Stampfen nach allen Seiten auseinanderwarf.

Lunt stand am Fuß des Fockmastes und schaute zu der gleichnamigen Rah empor. Nur dann und wann war diese sichtbar, gleich wie die Seeleute, welche auf ihr arbeiteten; der Schaum mußte eine weite Fläche

bedecken, wenn sein fahles Licht stark genug sein sollte, um nach solcher Höhe hinauf zu leuchten.

Das breite, mächtige Segel, die Fock, war vom Regen durchnäßt und zentnerschwer geworden. Es dauerte fünf Minuten, bis es so weit aufgerafft war, daß es gerollt werden konnte.

Der Steuermann schaute ungeduldig nach oben; das Ausfingen, welches das Rollen des Segels zu begleiten pflegt, blieb noch immer aus. Dagegen ließen sich einige unterdrückte Flüche hören, aus welchen Lunt die Stimme Johns zu erkennen glaubte.

Er stampfte mit dem Fuße auf.

„Ist die Fock bald festgemacht?" schrie er nach oben.

„Wenn es Sie nicht fix genug geht, dann kommen Sie doch selber 'rauf und machen ihm fest," schallte es heiser von der Rah zurück.

Lunt knirschte mit den Zähnen, seine Finger umkrallten ein Tau. Aber er schwieg.

Gleich darauf wurde oben gesungen, die Fock wurde gerollt. Die Matrosen stiegen bald darauf auf das Deck nieder.

Lunt faßte Jeden einzeln ins Auge und ließ ihn dann vorübergehen.

Nun sprang auch John von der Verschanzung herab. Lunt faßte eine Falte vorn im Oelrock des Matrosen.

„Wenn Du noch einmal das Maul dort oben so voll nimmst, dann steht Dir etwas bevor, Lümmel!“

„Rühren Sie mir nicht an, Sie haben nicht das Recht, mir anzurühren — Hand fort —“

Lunt schüttelte ihn.

„Nimm Dich also in Acht. Jetzt scheer' Dich in den Kof und stopf' Dir das Maul mit grauen Erbsen —“

„Sie wollen mir nicht loslassen? Geheiligtes Donnerwetter — ich werd' Sie beweisen, daß ich —“

John griff dem Steuermann an die Kehle. In demselben Augenblick legte sich das Schiff nach der Seite über, an welcher die Szene vor sich ging. Lunt, theils durch den kräftigen Griff des Matrosen, theils durch das überholende Schiff genöthigt, stürzte rücklings gegen die Schanzkleidung. Der Trieb der Selbsterhaltung aber zwang ihn, sich noch während des Fallens nach einer Waffe umzusehen, mit der er den wüthenden Matrosen von sich abhalten konnte. Als er rückwärts taumelte, glitt seine Hand an der Schanzkleidung entlang; dort steckte einer der beweglichen, eisernen großen Nägel, an welcher die Klüverschot belegt zu werden pflegte.

Lunt riß die Eisenstange heraus und schmetterte sie, obwohl er bereits rückwärts fiel, auf den Schädel des Matrosen nieder.

Der sank in die Knie. So schwer getroffen aber war er nicht, daß er von dem Steuermann hätte ablassen

müssen. Er hätte das auch nicht gethan trotz der Matrosen, welche sich jetzt zwischen die Raufenden warfen. Aber das Schiff holte noch weiter über, so weit, daß es schöpfte. Das Wasser schoß über die Regeling, und alle gewaltthätigen Absichten wurden vereitelt, alle Flüche wurden erstickt unter der weißen Decke des Schaums.

Als das Wasser abgelaufen war, tauschten die beiden Kämpfer einen Blick aus, ließen es aber dabei bewenden. Lunt begab sich nach hinten und meldete dem Kapitän den Vorfall; John fluchte vor sich hin und ging in den Rof, in welchem gerade geschafft werden sollte.

Wahlberg hatte den Bericht Lunts schweigend angehört, den Letzteren jedoch scharf ins Auge gefaßt, so lange er sprach und so weit es die Dunkelheit zuließ.

Beide stiegen in die Kajüte hinab, um zu Abend zu speisen.

„Sie haben ihn nicht geschlagen?“

„Nein. Ich faßte ihn an den Oelrock und zog ihn zu mir heran; dabei mag ich ihn etwas geschüttelt haben,“ antwortete Lunt.

„Sie hätten ihn nicht anfassen sollen. Diese Art Leute verträgt lieber hundert harte Worte, als die leiseste körperliche Berührung.“

„Meine Erfahrung lehrte mich das Gegentheil,“ sagte Lunt kalt.

„Da er Sie angegriffen hat, werde ich ihn natürlich bestrafen," fuhr Wahlberg nach einer Pause fort.

Lunt hatte nichts hinzuzusetzen. Wahlberg legte die Stirn in Falten, als er seinen Steuermann, von dem es abhing, die Bestrafung Johns zu mildern oder ganz zu übergehen, so einverstanden sah.

Der Koch brachte seine Gefäße und Schüsseln und erzählte, daß John so viel Blut verlöre, „daß es ein Ekel sei."

Wahlberg erhob sich sofort und eilte in den Ros. Sie schafften noch; über dem langen Tisch, welcher in der Längsaxe des Ros aufgestellt war, hing eine düstere, blakende Oellampe, die natürlich keinen Zylinder besaß. Auf ihren grünen und grauen Kisten, welche ihre Habe enthielten und die als einzige Sitze dienten, saßen die Matrosen, lösten den harten Schiffszwieback in dem Thee auf, der in den „Kummen" enthalten war, und bearbeiteten mit den Messern, welche sie sonst in ledernen Scheiden am Leibriemen zu tragen pflegten, das vom Mittagessen übrig gebliebene Pökelfleisch.

Als Wahlberg vor der Thür des Ros, welche sich nach hinten dem großen Mast gegenüber und nur durch die Hauptluke von diesem getrennt öffnete, angelangt war, empfand er die ihm aus dem Ros entgegenschlagende Hitze und die Mannichfaltigkeit der Gerüche wie eine Art körperliche Berührung im Gesicht.

Mit Ausnahme Johns waren sie Alle heute sehr wenig gesprächig; das dicke Wetter beeinträchtigte die Laune.

John saß ebenfalls auf seiner Kiste. Er hatte einen kleinen Handspiegel in der Hand, beschaute darin sein Gesicht und seine Wunde, strich mit der betheerten Hand dann und wann das noch immer rieselnde Blut ab und schleuderte es auf den Boden. Dabei hielt er lange Reden.

Es lag nicht in der Absicht Wahlbergs und gehörte nicht zu seinem Charakter, zu horchen; er trat sofort in den Hof.

„Was giebt es hier?“

„Nichts, Kap'tän Wahlberg. Der Steuermann hat mir ein bischen gekratzt.“

„Zeig' her. Herrgott! Fühlst Du Dich denn nicht schwach? Das geht ja bis auf den Schädel?“

„Um so'n bischen fühlen wir uns nicht schwach, Kap'tän Wahlberg.“

„Uebermuth thut niemals gut. Wie kannst Du dazu, Dich an dem Steuermann zu vergreifen?“

„Wenn ich mir angerührt fühl', dann vergreif' ich mir selbst an dem Papst.“

John hatte, als er den Schlag erhielt, den Südwester auf dem Kopf gehabt; trotzdem war ihm das Fleisch drei Zoll lang bis auf den Knochen aufgesprungen.

Wahlberg unterrichtete sich aus seinem Doktorbuch und der Medizinkiste, was er in diesem Fall zu thun hätte. Die Wunde mußte genäht werden. Der Kapitän besorgte die Operation selber.

„Und jetzt hältst Du das Maul und gehst zu Koje, und verläßt den Rof erst dann, wenn ich Dich rufe. Hast Du Appetit, willst Du etwas essen?"

„Kommt mich Alleus flau vor, Kap'tän Wahlberg."

„Willst Du einen Schnaps trinken?"

„Der allerdings könnte mir vielleicht noch retten."

Wahlberg unterdrückte ein Lächeln.

„Kornbranntwein ist in diesem Augenblick für Dich zu stark —"

„Glaub' ich nicht, Kap'tän Wahlberg."

„Ich werde Dir nachher etwas Besseres schicken. Zimmermann und Koch, kommt achtern 'raus."

Eine Minute später saß Wahlberg wieder in der Kajüte, hatte das Schiffsjournal aufgeschlagen vor sich liegen und schrieb. Hinter ihm standen der Steuermann, der Schiffszimmermann und der Koch, hatten die Südwester in der Hand und versuchten ihr Gleichgewicht zu bewahren, was hier in der Kajüte nicht leicht war, da der Körper durch das Auge nicht gewarnt wurde, wenn das Schiff sich auf die Seite legen wollte.

Wahlberg drehte sich um und reichte das Schiffsjournal dem Koch.

„Lies das hier laut vor.“ Er bezeichnete die Stelle, auf der er eben geschrieben hatte.

„Der Matrose Bart, welcher sich, obwohl er sich nicht in angetrunkenem Zustande befand, dem Steuermann Lunt heute thätlich widersetzte, wurde nach Beschluß der Mitglieder des unten unterzeichneten Schiffsraths und vorbehaltlich der Bestätigung des Spruches durch ein Hamburgisches Konsulat, mit dem Abzug einer Monatsheuer im Betrage von zehn Thalern bestraft.“

Der des Lesens nicht gewöhnte Koch hatte langsam und stockend gelesen.

„Wenn Ihr einverstanden seid, dann unterzeichnet,“ befahl Wahlberg.

Die Drei gehorchten.

„Koch, hol' eine halbe Flasche Portwein aus dem Spint. Sie, Steuermann, und Du, Zimmermann, Ihr könnt gehen.“

Die Rofthüren waren geschlossen, da die Steuerbootswache zu Koje gegangen war und schlafen wollte. Aber in dem oberen Theil der Thüren befanden sich eine Anzahl wagerechter Klappen, welche zur Lüftung der schwülen Behausung dienten. Diese Klappen waren jetzt geöffnet.

Der Zimmermann, welcher nach vorn ging, warf durch dieselben einen Blick in den Rof. Die blakende Lampe brannte noch. John war gleich den Uebrigen

bereits in seine Koje gekrochen; aber die Segeltuchgardine hatte er bei Seite geschoben und betrachtete bei dem flackernden ungewissen Licht in dem Handspiegel unverwandt seinen genähten, zerschundenen Schädel.

„Wir haben eben über Dir zu Gericht gesessen, John. Wenn wir Dir am Land gehabt hätten, dann hätten wir Dir zu zehn Jahr' Zuchthaus verdonnert; da wir aber hier mitten im Atlantic sind, haben wir Gnad' vor Recht ergehen lassen und haben Dich bloß eine Monatsheuer abgezogen."

„Zimmermann, Du willst wohl meine Stiefels an den Kopf haben?" John streckte seine Hand grimmig nach den schweren Seestiefeln aus, welche unter ihm auf seiner Kiste standen."

„Hast Du vergessen, was der Alte Dich vorhin gesagt hat? Uebermuth thut niemals nicht gut, weißt Du nicht, daß er Dich das gesagt —"

„Laß den Mann in Ruh' und mach' Platz, Zimmermann," ließ sich Wahlbergs Stimme von draußen vernehmen.

John schnitt ein Gesicht, zog seine Gardine von Segeltuch vor und warf sich in die Koje zurück.

Wahlberg trat ein; in der einen Hand trug er eine Flasche, in der anderen ein Glas. Die Segeltuchgardinen ringsum bewegten sich, die Matrosen steckten ihre Nasen hervor.

„Wie geht es Dir, John?“

John ließ nichts von sich hören. Wahlberg riß mit einem Ruck das Segeltuch zurück.

„Verstell' Dich nicht, Kerl. Wie geht es Dir?“

„Gut.“

„Du hast erst viel Blut verloren. Das wollen wir jetzt wieder herstellen. Richt' Dich auf und trink'.“

„Ich will nicht. Mich geht es gut.“

„Trink!“

„Ich will kein' Medizin.“

„Es ist keine Medizin.“

„Ich will nicht. Wenn Einer auf Einen große Stücke gehalten hat, und der Zweite sich nachher scheinheilig anstellt und Einem zu trinken giebt, nachdem er Einem 'ne Monatsheuer abgezogen hat — ich will nicht!“

Er wollte seine Gardine wieder schließen. Wahlberg hinderte ihn daran.

„Das ist es? Ist es meine Schuld, daß Du ein vorlautes Maul und eine unverschämte Hand hast?“

„Eine ganze Monatsheuer. Und mein Mutterchen? Wovon soll das alte Menschen leben, wenn Sie mich die zehn Thalers abziehen?“

„Ist das meine Schuld? Hier, trink!“

„Wenn er mich noch mal kommt, hau' ich ihm in Grund und Boden. Wissen Sie, Kap'tän, warum Sie mich zehn Thalers abziehen? Soll ich es dem Kap'tän

sagen? Kap'tän Wahlberg, weil ich Ihnen vertheidigt hab' gegen den falschen Hund, der sich mang uns herumschleicht und uns klar machen will, daß hier an Bord schlecht geschafft wird und daß es besser werden wird, wenn wir dem Kap'tän mal die Faust auf's Aug' setzen. Ich hab' ihm heut' belauscht, als er es mit dem Zilkowski hatte — aber wenn er mich noch mal kommt, dann nehm' ich den Koffelennagel in die Klauen, und wenn ich ausholl' und es wächst dort, wo ich hinschlag', noch mal Gras, dann will ich —"

„Schweig!" befahl Wahlberg düster.

„S' ist 'nen falschen Mann, John hat recht, Kap'tän Wahlberg," ließ es sich aus einer anderen Koje hören.

„Ich ärgere mir, daß der Zilkowski an Deck ist. Das ist 'nen andern falschen Hund, und wenn er hier vor mich stünde, dann würde ich mir erheben und ihm in Kap'tän Wahlbergs Beisein einen Spick mit dem Fuß geben, wie er ihn noch niemals nicht —"

„Schweig! Trink!"

„Ich will kein' Medizin."

„Trink! Es schmeckt gut!"

John nippte mißtrauisch. Dann sog er das große Glas Portwein in sich hinein.

„Weißt Du, was Du da eben getrunken hast?"

„Scheint mich Limonade zu sein. Als ich als Kind

das Scharlachfieber hatte, hat mich mein Mütterchen auch so was eingegeben."

Wahlberg lachte.

„Willst Du noch mehr?"

John liebängelte mit der Flasche.

„'N kühlen milden Tropfen ist auf diese heiße Hochten niemals nicht zu verachten. Kap'tän Wahlberg, da ich mich das Blut beruhigen soll und morgen wieder an Deck meine Arbeit thun will, so möcht' ich mir noch 'n bischen von dem ausgebeten haben."

Wahlberg reichte ihm die Flasche mit den „milden kühlen Tropfen" in die Koje hinein.

„Da. Aber nicht Alles auf einmal austrinken!" —

Es war neun Uhr geworden.

Die Steuerbordswache, diejenige Wahlbergs, war schon längst zu Koje gegangen. Aber der junge Kapitän dachte noch nicht an den Schlaf; er saß auf seiner Bank am Skylight und schaute düster vor sich hin. Unweit von ihm saß Lunt auf einem Poller und gab sich ebenfalls seinen Gedanken hin.

Das Schiff lag unter kleinen Segeln mit hart an Steuerbord gebraßten Rahen und wartete auf den Südoststurm, welcher immer noch nicht kommen wollte. Die schwarzen Wellenberge waren nicht sichtbar; nur wenn ihr Kamm so hoch aufwallte, daß er in das Lichtbereich der farbigen Laternen kam, verrieth sich das großartig-unheim-

liche Leben außerhalb des Schiffes, welches letztere mit seinen Sprüngen und seinem Schlengern einen zweiten Beweis für dieses Leben gab. Der Regen hatte vollständig aufgehört, ebenso der Donner; nur das Wetterleuchten dauerte, in immer länger werdenden Pausen aufeinanderfolgend, fort.

Wahlberg dachte an seinen meuternden Steuermann. Er hatte ihn an Bord genommen, um einen Freund zu gewinnen; und jetzt, wie war das Alles doch anders geworden! Mit der Hoffnung auf Freundschaft und Kameradschaft hatte er elend Fiasko gemacht. Wie würde es ihm gehen, wenn er einmal an Liebe denken würde?

Es wetterleuchtete wieder. Die Matrosen vorn schienen das als eine Anknüpfung zum Gespräch zu benutzen; ihr Gemurmel, abgerissene Worte drangen etwas deutlicher als bisher aus der Finsterniß herüber.

Gleich darauf stieg ein Matrose zum Quarterdeck herauf.

„Kapitän Wahlberg, voraus in Luv ist ein Schiff. Als es das letzte Mal geblitzt hat, konnten wir es sehen."

„Ein Schiff?" Wahlberg fragte theilnahmlos.

„Es scheint ein Mitsegler zu sein. Die Laternen waren nicht zu sehen."

„Weit voraus?"

„Darüber haben wir uns eben auf der Back gestritten. Der Zimmermann meint, daß es tausend Schritt ab ist. Bei dem verdammtigen Blitzlicht kann Einer das nicht genau taxiren."

„Gut."

Der Matrose begab sich wieder nach vorn. Wahlberg war zu sehr mit seinen Gedanken beschäftigt; er ließ das Schiff drüben Schiff sein und dachte darüber nach, ob er jemals glücklich werden würde. Glücklich durch die Liebe.

So bemerkte er nicht, daß es abermals wetterleuchtete. Er hob erst den Kopf, als zum zweiten Mal der schwere, ungleiche Schritt eines Matrosen auf dem Hinterdeck hörbar wurde. Es war derselbe, welcher schon vor zehn Minuten hier gewesen war; dieses Mal sprach er etwas schneller.

„Kap'tän Wahlberg, voraus in Lee haben wir noch ein Schiff. Hat keine Laterns wie das erste, wird also wahrscheinlich auch 'n Mitsegler sein. Bei dem letzten Blitzen konnten wir es deutlich unterscheiden."

„Es wird dasselbe Schiff sein, welches Ihr vor einer Viertelstunde gesehen habt. Unser eigenes Schiff wird durch die hohe See um einige Strich geschweit haben, und so kommt es, daß Ihr den Mitsegler, den Ihr vorhin in Luv gesehen habt, jetzt in Lee seht. Voraus?"

„Richtung von die Backstagen, Kap'tän Wahlberg."

Wahlberg erhob sich und begab sich an das Kompaßhaus.

„Haben Sie gehört, Steuermann? Die Leute wollen zwei Mitsegler, einen in Luv, den andern in Lee, und Beide in geringer Entfernung gesehen haben. Sollten sich hier unter dem Aequator so viele Schiffe zusammenfinden?"

„Wenn es nicht wahrscheinlich ist, so ist es doch möglich," gab Lunt zurück.

„Ich möchte wissen, ob es wirklich zwei Schiffe sind, oder ob die Leute nur ein und dasselbe Schiff in verschiedener Richtung gesehen, und deshalb zwei Schiffe daraus gemacht haben."

„Gefahr ist wohl kaum vorhanden. Da unser eigenes Schiff sich nicht von der Stelle bewegt, so werden die fremden Segler es ebenso wenig thun."

„Und wenn plötzlich eine Brise aufspringt und uns gegen ihr Heck treibt? Von hinten kann man ihre Laternen nicht sehen; und ob sie unsere Laternen sehen werden, ist ebenfalls die Frage, da sie es sich nicht träumen lassen werden, daß ihnen von hinten Jemand auf den Hals rückt."

Beide schwiegen. Wahlbergs Stirn war noch immer gerunzelt. Er bedurfte der Zerstreuung, und er benutzte die Gelegenheit.

„Ich will mich selber davon überzeugen, ob wir

zwei Schiffe oder nur eines vor uns haben, und in welcher Richtung sie liegen. Ich will zum Vorbramtop hinauf; von dort kann man über die hohe See hinwegsehen."

Wahlberg verschwand nach vorn hin. Lunt hörte, wie er auf das Mitteldeck sprang.

Der Steuermann schaute ihm finster nach. Wenn es nothwendig war, zum Bramtop hinaufzusteigen, so war es seine, des Steuermanns, Pflicht, sich dazu anzubieten und nicht diejenige des Kapitäns. Er hatte das nicht gethan. Was vom Bramtop aus zu sehen war, konnte auch von der Back aus wahrgenommen werden. Das Heraufklettern war also eine unnütze Schrulle Wahlbergs. Vielleicht hielt er den Aufenthalt dort oben wieder für „schön"; denn früher, als sie noch gut miteinander standen, im Hafen von Rotterdam, nachdem sie sich eben kennen gelernt hatten, da hatte Wahlberg einmal seinem Steuermann erzählt, daß er selber, abgesehen von anderen Gründen, darum Seemann sei und Seemann bleibe, weil das Meer das Reich der Schönheit sei. Denn die Wogen, welche von unten drückten, und der Wind, der von oben drückte, verliehen dem Weg des Schiffes künstlerische Linien, verliehen künstlerische Bogenlinien auch den gradlinigen Segeln; das weiche, tiefe Meer mache auch den Menschen weich, mache auch den Menschen tief, mache ihn für alle Empfindungen

empfänglich, stelle ihn vor alle Eindrücke — von der Einförmigkeit, von welcher oberflächliche Touristen faselten, sei nicht die Rede, denn, wie es in der „Braut von Messina“ heiße, auf den Wellen sei Alles Welle, auf dem Meer giebt's kein Eigenthum — und diese Beweglichkeit, dieser aller Welt zugängliche Besitz von Anregungen erhebe den Seemann zu einer Art König, der nur den Adler beneiden dürfe; den Adler, der sich in eine noch weitere Region verlieren dürfe, als der Seemann.

Lunt besaß trotz seiner höheren Bildung doch kein höheres Empfindungsleben; gleich Wahlberg seinem Beruf diese Seite abzugewinnen, war ihm nicht gegeben. Er zuckte über des Kapitäns Auseinandersetzungen die Achseln.

„Glückliche Reise!“ murmelte er, als Wahlberg in der Dunkelheit verschwand.

Als der junge Kapitän die Hände auf die Schanzkleidung legte, um sich in die Fockwanten zu schwingen, fand er das Holz trocken.

„Wann ist die letzte See übergekommen?“ fragte er einen Matrosen.

„Die See ist etwas ranner geworden, Kap'tän Wahlberg. Seit Schaffenszeit ist nichts mehr übergekommen.“

Wahlberg enterte auf. Bei der Dunkelheit konnte er

sich nur auf seine Hände und auf seine Kenntniß der Takelage verlassen. Nun kam er am Vormars an; sein Körper lag rücklings und wagerecht, als er um den Vorsprung, der über seinen Kopf hinwegragte, herumkletterte, um auf die andere Seite der Plattform zu gelangen. Dann die Stengwanten; dicht neben ihn schlug das dichtgereffte Marssegel. Nun wurde die Takelage schmaler und senkrechter; seine Füße vermochten zwischen den nach oben sich verengenden Hostauen nicht mehr zu fassen; mit den Händen zog er sich an den Püttingketten des Bramsahlings gegen den Bramtop empor. Dann noch zwei oder drei weitere Züge mit den Händen an den Bramwanten und er befand sich am Ziel.

Hier hing einsam und die Nock nach Südosten bohrend, die vordere Bramrah. Wahlberg setzte sich auf das aufgerollte Segel, umschlang die Bramstenge mit dem rechten Arm und schaute aus.

Es war nichts zu sehen; weder vorn, noch ringsum, noch in der Tiefe. Nicht einmal die Rah, auf welcher er saß, und nicht einmal die Stenge, an der er sich festhielt, vermochte er zu unterscheiden. Und dennoch merkte er hier oben die Zeichen des schwarzen Chaos, welches um und unter seinem Schiff wühlte, noch deutlicher, als unten auf dem Deck. Denn hier oben wehte die Luft; nicht, daß sie durch sich selber in Bewegung war. Aber die Bramrah sauste fortwährend in einem Bogen durch die Luft, welcher

mehr denn hundert Fuß lang sein mußte; die Rah ruckte an der Stenge, und wie Sturm brauste es bald in das rechte, bald in das linke Ohr Wahlbergs.

Eine Viertelstunde verging. Alles blieb finster.

Hatte das Wetterleuchten aufgehört?

Es schien so zu sein; nachdem er noch einige Minuten länger gewartet, ging er daran, sich an den Wanten wieder herabzulassen.

Noch einen letzten Blick.

Nichts. Aber das stellte er hier oben fest: die See war wirklich rauher geworden. Vor Kurzem, unten an Deck, war es ihm noch gewesen, als wenn jede dritte Welle die höchste gewesen war. Später hatte er nicht mehr darauf geachtet. Hier oben mußte er sich kräftiger festhalten und er achtete darum wieder aufmerksamer auf die Bewegungen des Schiffes; es kam ihm vor, als wenn nur noch jede zehnte Welle eine höchste war.

Nun war diese höchste eben vorübergerollt. Er benutzte die Ruhe, die ihr folgen mußte, um sich aus dem Bramsahling in die Stengenwanten herabzulassen.

Wahlbergs Berechnung mit der Reihenfolge der Wellen war nicht richtig gewesen. Als er sich so weit herabgelassen hatte, daß er in die schrägen Püttings fassen und unten für die Füße nach dem Halt in den Wanten suchen konnte, legte sich das Schiff plötzlich auf die Seite.

Die Füße Wahlbergs glitten ab, sein Körper folgte

der Bewegung des Schiffes und schwang nach außen. Nur die Hände hielten fest; aber die Kraft, welche auf seinen Sehnen stand, war groß; sie wurde größer, je tiefer das Schiff überholte; mußte am größten, mußte unwiderstehlich werden in dem Augenblick, in welchem das Schiff die schiefste Lage erreicht hatte, sich wieder aufrichtete und den durch das Beharrungsgesetz fortgeschleuderten Mann da oben wieder in die entgegengesetzte Richtung zerrte.

Das Alles dauerte einen Augenblick, wenige Sekunden. Aber es war einer der Augenblicke, in welchen der Menschengeist rückwärts, vorwärts sieht, philosophirt, verzweifelt, hofft, und wie ein blitzschnelles Panorama Alles vorübereilen sieht, was ihm erreichbar gewesen, oder was er auch nur geahnt.

Und so erschien denn auch Alles zugleich in dem Gehirn des verlorenen Mannes.

Seine Kindheit, die Gesichter seiner Eltern; die Fabeln des Ovid, welche er auf der Tertia studirt; die erste Liebe in Mariaspring bei Göttingen, das erste Duell auf der Landwehr daselbst; sein Spottlächeln über studentische Gebräuche; sein Spottlächeln über Parlamente; das blaue Eis der Magelhaensstraße; die Kokospalmen Costaricas; der letzte Abend in Rotterdam — die beiden Kapitäne, das Theater — — — — ein schönes, bleiches Frauenhaupt —

Dort, das fremde Schiff!

Denn jetzt, da seine Sehnen reißen wollten, jetzt, da das Schiff auf der Seite lag und an Wahlbergs Kraft die Krise herantrat, gerade jetzt hatte es wieder von Horizont zu Horizont geflammt; hier oben zogen die bleichen Wolken, und dort unten tobte das bleiche Meer, und auf ihm, fern in Lee, sah er das gesuchte Schiff.

Es schien ein großes Schiff zu sein. Aber wie viele Masten es besaß, welche Takelage es trug, vermochte Wahlberg nicht zu unterscheiden. Mit dem Bug lag es hoch gegen eine Welle gebäumt, das Heck versank in einem Wellenthal; am vorderen Mast trug es ein Sturmsegel, ein dichtgerefftes Marssegel; welche Segel der große Mast trug, ob noch ein Besanmast hinten folgte, das konnte nicht festgestellt werden. Der Augenblick war zu kurz, das Schiff lag hinten zu tief, sein Heck war durch Berge verdeckt.

Alles war wieder finster. Wahlbergs Körper schlug schwer gegen die Stengenwanten, seine Knie klammerten um sie herum. Sein Schiff hatte sich wieder aufgerichtet.

Hatte seine Kraft die Krise bereits bestanden, als der Blitz flammte und das fremde Schiff sichtbar wurde? Oder war die Probe und die Erscheinung des fremden Schiffes zu gleicher Zeit an ihn herangetreten, hatte der Blick auf die plötzliche Erscheinung ihn zerstreut, die durch die Todesangst eingebildete Lähmung seines Armes beseitigt und ihn gestählt?

Wahlberg hatte keine Zeit, darüber nachzudenken. Er ließ sich schnell auf das Deck herunter.

„Der Mitsegler liegt in Lee, Kap'tän Wahlberg," empfing ihn ein halbes Dutzend Stimmen, als er auf die Planken herabsprang.

„Und in Luv habt Ihr nichts gesehen?"

„Nein — nichts nicht —" aber diese Antwort kam etwas unsicher heraus; denn zufällig hatte die ganze Gesellschaft nur nach der Leeseite ausgeschaut, nach welcher Seite hin allerdings die Gefahr drohender war, da beim Aufspringen einer Brise ein Zusammenstoß in dieser Richtung nicht unmöglich war.

Wahlberg unterrichtete den Steuermann.

„Ob zwei Schiffe voraus sind, weiß ich nicht. Eines hab ich selber gesehen; es liegt etwa tausend Schritt vorn im Lee und scheint dieselben Segel beizuhaben, wie wir. Weiter habe ich nichts unterscheiden können. Der Regen hat aufgehört, die See wird ruhiger, das Wetterleuchten, welches mich eben im Bramtop traf, scheint das letzte gewesen zu sein. Es ist zehn Uhr; ich will die beiden Stunden, welche noch bis zu meiner Wache fehlen, zu Koje gehen. Wenn etwas vorfällt, rufen Sie mich. Gute Nacht."

Wahlberg stieg wieder auf das Mitteldeck herab, kletterte über die Barriere von Brettern, welche man im

Kajüteneingang errichtet, um das an Deck spülende Wasser abzuhalten, und begab sich zur Ruhe.

Die große Kajütenlampe brannte; auch die Lampe in Wahlbergs Schlafkammer war angezündet. Die beiden weißglänzenden Räume waren hell erleuchtet.

Der junge Kapitän lag auf dem Rücken. An beide Seiten des Körpers und des Kopfes hatte er dicke Kissen gestaut, welche das Hin- und Hergleiten verhindern sollten. Das aber gelang nur zum Theil; sein Körper schob hin und her, sein Kopf rollte nach rechts und nach links. Unter dem Kopfe und neben ihm, bald weiter entfernt, bald auch nur wenige Zoll, empfand er manchmal wie dumpfe Schläge, meistens aber wie ein gleichmäßiges Gurgeln, das Wasser, welches am Heck auf- und abstieg.

Die Thür zur Kajüte war geöffnet. Er sah, wie die letztere hin- und herschwankte.

Seine Lider wurden schwerer. Er schlief ein.

Der Schlaf des Seemanns pflegt tief und traumlos zu sein. Aber für Wahlberg gab es Räthsel in der Welt, Räthsel auch in seinem Leben; seine Einbildungskraft besaß der Anknüpfungspunkte so viele; die Thätigkeit seiner Phantasie war nicht auf die Stunden des Wachseins beschränkt, sie spielte auch in seinen Schlaf hinüber.

Und so erschien denn, als er eingeschlafen war, das Weiß und Gold seiner Kajüte abermals vor seinen Augen.

War es noch die Kajüte? Das Bild, welches dort an der Wand gehangen hatte und das ihn und sein Schiff vorstellte — nicht ihn, den Kapitän auf dem Quarterdeck, sondern ihn, den Romantiker, in Matrosentracht auf der großen Rah — das Bild war verschwunden. Verschwunden waren auch die Bücherregale; verschwunden die Anfänge der kleinen Sammlungen aller Art, welche er in dem kleinen Schrank von dunklem Holz aufbewahrte, der gegenüber seiner Koje in die Wand der Schlafkammer eingelassen war. Denn Alles war Weiß und Gold.

Befand er sich im Innern eines Sarges, einer Nische, eines Pantheons?

Es mußte wohl ein Sarg sein. Denn er bewegte sich gleichmäßig nach rechts und links, er schien also auf den Schultern getragen zu werden. Wohin? Er wußte es nicht. Es war ein geräumiger Sarg; denn er, Wahlberg, lag innerhalb desselben auf einer langen Bahre ausgestreckt. Das schien sein früherer Kajütentisch zu sein.

Das Schaukeln nach rechts und links dauerte fort; aber er wußte nicht, wohin diese Reise ging. Endlich schienen Diejenigen, welche ihn auf den Schultern trugen, müder zu werden; das Schaukeln wurde leiser, schien endlich aufzuhören. Und nun war es ihm, als wenn sein Steuermann den Sarg betrat und mit seinem hämischen Lächeln nach unten zeigte. Als Wahlberg den Kopf drehte, sah er, daß der Boden unter ihm geöffnet war.

Das war der Proviantraum seines Schiffes, in den sank er jetzt hinab; oben die Lampe in der Kajüte fing an, aus weiter Ferne zu leuchten. Immer tiefer sank er hinab; und als sein Haupt unten an die feuchten Eichenbohlen des Bodens stieß, da erschien abermals sein Steuermann, und wieder spielte es höhnisch um seine Lippen, und wieder deutete er nach unten, und wieder öffnete sich der Boden.

Wahlberg sank tiefer; um ihn herum wurde es kühl und dann eisig; die Lampe über ihm schien weiter entfernt, als ein Stern von der Erde. Und doch vermochte er nach rechts und links zu unterscheiden. Hier, zehntausend Fuß tief, schwebten die Schiffe, welche vor Jahrhunderten in diesen Breiten untergegangen waren. Hier ragten die hohen Kastelle der spanischen Galeonen; die langen Schnäbel stießen senkrecht nach unten, die Anker waren hundert Fuß tiefer gefallen und schienen in der Leere verankert zu sein. Dort bäumte senkrecht nach oben der schwere Bug der holländischen Ostindienfahrer; und in ihrer Takelage, nicht kletternd, sondern von ihr entfernt, beinahe fliegend trieben Menschen in verschollenen Trachten ihr Spiel, nach den Verrenkungen ihres Körpers darauf hindeutend, daß sie sich bewegen und beeilen wollten; und doch unbeweglich bleibend, niemals zum Ziel kommend.

Aber noch tiefer sank Wahlberg hinab. Und nun endlich erlosch auch das ferne Licht da oben, nun endlich

verschwanden auch die versunkenen Schiffe. Er sank tiefer, als sie und ließ sie zurück. Als das Licht erlosch, da zuckte es in ihm; und es gelang ihm, er hob die Arme empor und streckte sie aus nach dem letzten Zeichen da oben. Das Licht blieb verschwunden, aber dicht über ihm erschien eine andere Klarheit. Und aus dieser Klarheit trat es hervor und senkte sich auf ihn herab. Er sah ein schönes bleiches Gesicht; und als er es erkannt hatte, streckte er seine Arme weiter aus. Aber das Gesicht über ihm bewegte sich verneinend, und zugleich fielen aus den schwarzen schönen Augen Thränen auf die Augen Wahlbergs nieder. Er erblindete. Das Gesicht war verschwunden, Alles wieder schwarz, die Reise nach unten wurde fortgesetzt, zwanzigtausend Fuß tief. Dann stieß sein Körper an; und gleichwie vor seinen Augen schon Alles finster geworden und in ihnen das Leben vergangen war, so verging auch in seinem Haupt das Verständniß. Dehnte sein Körper sich über die Welt hinaus, oder schrumpfte er zusammen zu einem Punkt? Wahlberg wußte es nicht, denn die Berührung, die Empfindung hörte auf; es lebte nur noch die Stelle in seinem Körper, an welcher eben sein letzter Gedanke erlosch.

Alles still.

Wahlberg richtete sich im Bett auf. Die Augen waren weit geöffnet; verstört schaute er um sich.

Das war seine Kajüte, sein Schiff; er hatte nur

geträumt. Aber was bedeutete das? Die Kajütenwände knarrten nicht mehr, das Schiff lag in der That ruhig. Was war geschehen?

Er rieb sich die Augen.

In der Kajüte saß Lund. Vor ihm lag das Schiffsjournal; er schrieb. Jetzt legte er die Feder fort und drehte sich nach Wahlbergs Schlafkammer um. Als er den Kapitän aufgerichtet sah, erhob er sich und trat in die Thür.

„Südostpassat hat eingesetzt. Die Uhr ist zwölf, Kapitän Wahlberg."

„Sturm?"

„Nein, die gewöhnliche leichte Passatbrise. Die See ist ganz rauh geworden; ich habe die vollen Marssegel und die Untersegel setzen lassen. Da die See mit jeder Minute flacher wird und die Leute sämmtlich an Deck sind, könnten wir das vielleicht benutzen, um auch die leichten Segel zu setzen."

„Wir wollen eine Stunde warten, damit der Mitsegler, der vor uns war, einen Vorsprung gewinnt. Morgen können wir ihn ja wieder einholen."

Wahlberg saß auf dem Rand seiner Koje, als er das sprach und war im Begriff, die Stiefel anzuziehen. Nun ließ er die Stiefel plötzlich fahren und richtete sich auf.

Warum wollte er den Mitsegler wieder einholen? Was war daran gelegen, wenn das fremde Schiff einen

Vorsprung gewann? Gar nichts war daran gelegen. Er dachte an etwas Anderes.

„Glauben Sie an Träume, Lunt?“

„Wenn man zu viel gegessen hat, träumt man; wenn man regulär gegessen hat, bleibt man davon verschont. Ich glaube nicht an Träume, Kapitän.“

„Glauben Sie an ein Schicksal?“

„Das hat ein Jeder in seiner Hand. Wer Geld und Verstand hat, dem gehorcht es leichter; wer das beides nicht besitzt, muß es an sich heranzwingen.“

Wahlberg dachte nach.

„Diese Art von Schicksal, dieses hausbackene Schicksal meine ich nicht. Für mich besteht die Bedeutung dieses Wortes nur dann, wenn ich eine Reihe von Erscheinungen und Ereignissen sich derartig an einander fügen sehe, daß eines mit dem andern verwandt erscheint oder es ergänzt und alle gemeinsam nach einer bestimmten Richtung drängen und nach einem Ausgange streben. Haben Sie derartige Schicksale jemals beobachtet?“

„Nein,“ sagte Lunt kalt. „Wenn es derartige Ketten von Ereignissen und Erscheinungen giebt, welche letzteren unter einander verwandt sein sollen, so gehört zuvörderst eine ganz bestimmte Begabung und Phantasie dazu, um diese Verwandtschaft zu erkennen und sich einen Reim daraus zu machen.“

Wahlberg schaute auf seinen Steuermann und zuckte die Achseln.

„Stimmt. Wie viele Knoten macht das Schiff?“

„Fünf. Kurs Südsüdwest.“

Wahlberg kleidete sich schweigend an. Es war ihm vorhin plötzlich eingefallen, daß der Traum, den er eben geträumt, eine gewisse Verwandtschaft gehabt hatte mit dem Abenteuer, das er vor zwei Stunden oben am Mast gehabt. Zugleich aber auch einen Gegensatz. Hier wie dort hatte sich ein schönes bleiches Frauenantlitz gezeigt, als ihm die letzte Stunde zu schlagen schien; oben am Mast aber war nach der Erscheinung plötzlich Alles besser geworden; im Traum aber war nach der Erscheinung Alles finster geworden. Was bedeutete das? Sollte er durch diese Erscheinung noch einmal so recht zum Leben erwachen, um nachher dieselbe Erscheinung an seinem Grabe zu sehen, durch sie zu erblinden, zu verderben, zu sterben?

Und das Gesicht, welches die Erscheinung besessen hatte?

Wahlberg lächelte. Sein Steuermann hatte recht, Träume entstanden im Magen oder aus der schwülen Regenluft der Tropen. Die schöne Bleiche hatte er in Rotterdam gesehen, hatte mehr an sie gedacht, als nöthig war. Nun kehrte ihr Antlitz wieder in der Todesgefahr dort oben am Mast, kehrte es zum zweiten

Mal wieder in seinem Traum. Wie oft aber war ihm, wenn auch in anderer und übertriebener Form, nicht das erschienen, was er in der That einmal erlebt hatte? Lunt hatte recht, Träume sind Schäume, Träume entstehen im Magen.

Der Träumer vergaß, das fremde Schiff in die Kette der Erscheinungen einzuschließen.

Er betrat das Quarterdeck. Der Wind, welcher von Südosten wehte, umschloß ihn wie ein warmes, weiches Gewand; die dicke, feuchte Luft war leewärts gezogen; durch den Gegensatz erschien es dem Kapitän, als wenn die frische, trockene Luft, welche von Luv wehte, wie Blumen duftete. Das Deck war trocken und als lange helle Fläche nach vorn erkennbar. Erkennbar war auch die Takelage bis zum Top des großen Mastes; und über der Takelage schimmerte, jeder Stern in diesen Breiten durch seine größere Einsamkeit ein Stern erster Größe, die tropische Sternennacht. Wie klar die Nacht war; am Horizont tauchten die Sterne, durch einen Dunstkreis nicht verhindert, direkt aus dem Meere in den Himmel.

„Dort steht der Fomalhaut. Wir wollen die Höhe nehmen, Steuermann.“

Es geschah.

„Nach unserer Berechnung kreuzen wir also morgen

Vormittag die Linie. Lassen Sie den Leuten einen Schnaps geben und gehen Sie mit Ihrer Wache zur Koje."

Die Backbordswache betrat den Kof. Als der Ruf „Quartier" durch das Volkslogis gebrüllt wurde, war auch der verwundete John wach geworden. Er fühlte sich sehr munter und gesund. Als ihm die vielen Neuigkeiten mitgetheilt wurden, verlangte er wie die Andern seinen Schnaps; als der Matrose Zilkowski in den Kof hineinkam, fühlte er sich sogar zu einer Rede angeregt.

„Ich glaube, ich sehe hier Einem, welcher die Linie noch nicht passirt hat. Hast Du ihr passirt, Karl? Siehst, ich wußte, daß Du ihr nicht passirt hast. Die Danz'ger Schiff' passiren niemals nicht die Linie. Weißt Du, was Du morgen zu thun hast, Karl? Karl, weißt Du überhaupt, was die Linie ist? Soll ich es Dich sagen, Karl? Hör' also zu: Die Linie ist 'ne dicke Troß, die 'n holländ'scher Kap'tän, als er besoffen war, von die afrikanische Küst' bis an die Brasiliens herübergespannt hat. Weißt Du, weshalb? Weil sein alter vierkantiger Seelenverkäufer keine hohen Bramstengen vertragen konnte, und weil er falsch wurd', wenn er sah, daß andere Schiffe sie so staatsmäßig und leicht trugen, wie die Mädchens einen Rosenstrauß. Und Dir werden wir morgen auf die Back schicken, damit Du für die

Linie auslugst. Und wenn Du nicht 'ne halbe Stund' vorher wahrschaust, wenn die Linie in Sicht kommt, damit wir die Bramstengen streichen und damit sie nicht abbrechen, wenn wir oben gegen die Linie gegenrennen, dann warten schlechte Tage auf Dir, Karl. Hast Du gehört, Karl? Du bildest Dich wohl ein, daß ich krank bin? Bilde Dich das nicht ein. Du glaubst, daß ich morgen nicht an Deck sein werd', wenn Du das Schiff gegen die Linie ramponiren läßt? Wenn Du das glaubst, irrst Du Dir. Männers, Einer von Euch wird mich morgen 'ne Handspak parat stellen, damit ich mit Karl Zilkowski 'n paar Worte unter vier Augen reden kann. Hast Du gehört, Karl? Wie kommst Du dazu, mit solch' alte Kerls, wie wir, zu See zu fahren? Habt Ihr gehört, Männers, die einzige Linie, die Karl passirt hat, ist der Arstengang vom Danz'ger Schiff gewesen. Ist Dich dabei auch schlimm geworden, Karl? Hast Du dabei auch über die Zung' gespien? Aber ich verspreche Dich, wenn Du morgen nicht wahrschaust und die Bramstengen abbrechen läßt, wird es Dich noch schlimmer werden. Hast gehört?"

Karl Zilkowski wußte also ganz genau, was er morgen zu erwarten hatte. Da er das so genau wußte, hielt er es nicht nöthig, darauf zu erwidern. Er zog die Gardine vor die Koje, die anderen Matrosen ließen die Pfeifen ausgehen und thaten wie er. Die blakende

Lampe wurde ausgelöscht; John, der die „seemännische Mod'" kannte, hielt ebenfalls den Mund.

Aber John, der nicht daran gewöhnt war, länger als vier Stunden in einem Zuge zu schlafen, blieb wach. Nach einer Viertelstunde, kroch er wieder aus seiner Koje, öffnete die Rosthüre, schnüffelte in der „Plissatbrise" herum, fand es für gut, die Thüren in solch einer „feinen Witterung" offen zu lassen und enterte dann wieder in seine Koje.

Eine Stunde verging.

Leise sang in der Takelage der Wind, leise tönte vom Bug her das Rauschen der Wellen. Die leichten Schläge, mit welchen das Meer in Luv das Schiff berührte, bargen keine Gefahr in sich; das Alles schien nur aus Liebe zu geschehen. Vom Quarterdeck her waren die elastischen Schritte des Kapitäns hörbar, der dort auf und ab ging und sich des Meeres freute wie der wachende John.

Nun blieb der Alte stehen. Da seine letzten Schritte so entfernt klangen, schien er ganz hinten auf dem Quarterdeck, wahrscheinlich beim Kompaßhause oder neben dem Steuerrade stehen geblieben zu sein. Vielleicht hatte er sich auch auf seine Bank gesetzt.

Wieder verging eine halbe Stunde.

Unweit des Rofs, neben dem großen Mast, ließ sich plötzlich ein unterdrücktes Husten vernehmen. John hörte es nicht; er war zu sehr mit dem Gedanken beschäftigt,

ob er versuchen sollte, einzuschlafen, oder ob er sich eine neue Pfeife stopfen sollte.

Wer die Wahl hat, hat die Qual. John wurde von dieser letzteren erst erlöst, als er bemerkte, daß die Gardine von Karl Zilkowskis Koje wieder zurückgeschoben wurde; daß das pockennarbige Gesicht des Matrosen zum Vorschein kam, daß die stechenden Augen scharf in die Runde und dann durch die Rosthüren lugten, daß er sich endlich leise erhob und aus dem Rof stahl.

Als er verschwunden war, richtete John sich auf.

„Deine Eitelkeit will ich Dich anstreichen," murmelte er.

John glaubte, daß Karl hinausgeschlichen war, um sich zu überzeugen, daß die Matrosen der diensthuenden Wache vor dem Fockmast versammelt waren, die Luft rein war und er darum keine Fopperei oder Beobachtung zu befürchten hatte, wenn er die Gelegenheit benutzte, um einen Blick in seinen geliebten Spiegel zu werfen.

„Ich will sie Dich anstreichen," murmelte er noch einmal.

Dann ließ er sich aus der Koje herab, griff nach seiner Kumme mit Butter, welche neben den anderen Kummen in dem Loch eines eigens dazu an der Rofdecke angebrachten Brettes steckte, schlüpfte nach Karls Koje hinüber, beschmierte den Spiegel mit einer dicken Lage Butter,

hing ihn wieder an seine Stelle und streckte sich endlich wieder seelenvergnügt in seiner eigenen Koje aus.

Aber Karl brachte ihn dieses Mal um das Vergnügen. Denn als er bald darauf eintrat, stieg er in die Koje, ohne sich weiter um den Spiegel zu kümmern.

John wunderte sich darüber. Wenn er dem Pockennarbigen nachgegangen wäre, hätte er sich weniger gewundert.

Denn Karl hatte dieses Mal nicht nach den Matrosen aussehen wollen. In Luv hinter dem Schatten des dicht an die Schanzkleidung herangeholten großen Halses, des breiten Zipfels des bis an Deck reichenden Großsegels, wartete Jemand auf ihn. Das Husten vorhin war ein Zeichen gewesen.

„Auf diese Art kommen wir ihm also nicht bei," ließ sich Lunts Stimme vernehmen. „Da außer Dir kein Anderer anbeißen will, kommen wir ihm nicht bei. Du allein genügst nicht. Er ist auch schon aufmerksam auf uns geworden. Also thu' Deine Arbeit, such' die Anderen nicht mehr zu bereden und thu' so, als wenn Du mich weniger kennst, als alle Anderen. Verstanden?"

„Ja wohl, Steuermann."

„Kommt Zeit, kommt Rath. Es wird sich schon eine Gelegenheit finden. Wenn ich Dich brauchen kann, werd' ich's Dir sagen. Wenn die Anderen angebissen hätten, so hätten wir auf den Hochten, nach denen wir

jetzt segeln, mit ihm machen können, was wir wollen. Es muß aufhören, daß Einige sich schinden lassen, während Andere den großen Herrn spielen. Die hier an Bord wollen es nicht besser haben; ich habe nicht geglaubt, daß es solche Esel giebt. Aber kommt Zeit, kommt Rath. Ich werde Dich schon rufen. Nun geh' wieder zu Koje. Wenn er wieder nach vorn kommt, könnte er uns sehen. Ich gehe ebenfalls zu Koje."

Aber Wahlberg kam nicht nach vorn.

Mit über der Brust gekreuzten Armen lehnte er in dem rechten Winkel, mit welchem hinten das eiserne Geländer eine der Ecken des Quarterdecks umrandete. Das war seine Lieblingsstellung und sein Lieblingsort.

Er hatte den Kopf etwas geneigt und schaute über den Bugspriet seines Schiffes hinaus zum Himmel empor. Wahlberg war nicht fromm, war kein Christ in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes. Aber in gewissen Augenblicken liebte er manche Symbole der Religion, in welcher er auferzogen worden war; und vor Allem liebte er sie dann, wenn sie ein Glied in der durch ihn zusammengefügten Kette der Ereignisse bildeten, welche er Schicksal nannte, oder aus denen er wenigstens das Schicksal zu erkennen glaubte.

In diesem Augenblick betrachtete er das Kreuz des Südens. Senkrecht stand es dort droben, anscheinend über sein vorwärts segelndes Schiff geneigt, als schwebte

es darüber hinweg. Auffallender in dem sternleeren dunklen Raum, der es ringsum umgab, schien sein Gold erhabener, weiter entfernt zu sein von dem dunkelblauen Hintergrund, als das Gold der anderen Sterne.

Es kam Wahlberg in den Sinn, daß er eben in Todesgefahr geschwebt. Und so erschien ihm denn der Gesang des Windes, das leise Rauschen des Meeres, das ehrerbietige Neigen der Masten wie eine Antwort auf die stille Sprache jenes Kreuzes, die heute Nacht auch für ihn gesprochen haben mochte.

VII.

Um vier Uhr begab sich Wahlberg wieder zur Ruhe. Sein Schlaf war dieses Mal tief und traumlos. Um sieben Uhr Morgens stand Lunt abermals vor seiner Koje.

„Kapitän Wahlberg, die Uhr ist sieben. Wir haben einen Mitsegler in Luv.“

„In Luv? Da der Fremde während der Nacht in Lee lag, muß also unser Schiff in der Schlangenlinie gesegelt sein. Unsere Matrosen oder einer von ihnen haben schlecht gesteuert. Laufen wir dem Fremden auf?“

„Jetzt, ja. Er war zuerst weit voraus —“

„Ich habe vergessen, die leichten Segel zu setzen,“ sagte Wahlberg verlegen.

„Als ich bei Tagesanbruch den Mitsegler wahrnahm, ließ ich die kleinen Segel setzen und da der Fremde sehr schlecht segelt, haben wir ihn beinahe eingeholt.“

Nach einer Minute stand Wahlberg auf Deck.

Die See war blau und ruhig, der Himmel wolkenlos. Der Passatwind wehte leicht und gleichmäßig, das Schiff trug alle seine Segel.

Wahlbergs erster Blick galt dem Luvbord.

„Da ist er ja! Ein Schiff wie eine Mauer, wie hoch das Ding aus dem Wasser ragt! Es scheint — das ist ja ein Kriegsschiff, Lunt!“

„Ja, Kapitän.“ Während der Steuermann antwortete, hatte er nach der entgegengesetzten Seite, also nach der Leeseite der Möwe gesehen. Dort schien ihn etwas mehr zu fesseln, als das fremde Kriegsschiff in Luv; sein Auge kehrte immer wieder dorthin zurück; nur wenn sein Kapitän ihn anschaute, verbarg er sein Interesse.

Wahlberg rief den Koch.

„Bring' mir eine Tasse Kaffee aufs Hinterdeck. Lunt, wenn Sie frühstücken wollen, gehen Sie in die Kajüte. Sie brauchen auf mich nicht zu warten.“

„Ich werde den Kaffee ebenfalls an Deck trinken.“

Wahlberg nahm sein Glas und sprang auf das Hinterdeck.

Das fremde Schiff war eine hochbordige Fregatte, welche sämmtliche Segel beigesetzt hatte. Das breite Heck enthielt ein halbes Dutzend großer Fenster; vom Heck gingen nach beiden Seiten bauchige Ausbauten aus, welche oben und unten mit Schnitzereien und in der Mitte mit je zwei kleineren Fenstern versehen waren. Die Batterie war durch den bekannten breiten weißen Streifen gekennzeichnet, welcher um das ganze Schiff herumlief.

Vorn und hinten führte die Fregatte eine doppelte Reihe von Geschützen.

„Die ist ja aus dem vorigen Jahrhundert. Wer treibt sich mit solchem Gerümpel heute noch auf der See herum? Wir werden bald wissen, mit wem wir es zu thun haben. Lassen Sie die Flage hissen, Lunt."

„Wollen Sie ihn ansteuern, Kapitän Wahlberg?"

„Natürlich. Wir liegen ja beinahe in seinem Kielwasser. Du, laß einen halben Strich höher gehen," rief Wahlberg dem Mann am Steuer zu.

„Einen halben Strich höher," kam es eintönig zurück.

Lunt ging die Flagge holen.

Die Schanzkleidung vor dem Focknast der „Möwe" war dicht mit Matrosen besetzt; unter ihnen war auch John, der geschworen hatte, daß „keinen richtigen Kerl", und wenn er auch „tausend Kratzers auf dem Dickkopf" hätte, bei „solch 'ner feinen Witterung" es im Ros aushalten würde. Der Koch hatte den Kaffee nach hinten geschafft und schaute aus der Thür der Kombüse gleich den Uebrigen nach der Fregatte hinüber.

John kehrte sich nach ihm um.

„Ist Dich jetzt wieder wohl, Koch? Ich sehe, daß Du Dich wieder Deine Schönwetterschuhchens angezogen hast. Mit diese Schuhchens kommst Du mich viel hübscher und klüger vor, wie mit die schwere Seestiefeln. Daß ich

Dir klug nenne, hörst Du wohl gerne, Koch? Aber Du sollst es mich jetzt auch beweisen, daß Du klug bist. Sieh Dich mal das Schiff drüben an. Siehst Du es? Gut, jetzt beweise mich Deine Klugheit, und sage mich, was ist das für 'n Schiff?"

„'N hölzernes." Der Koch drehte ihm gelassen den Rücken zu und vertiefte sich in seine Kombüse.

Die Matrosen lachten. John suchte sich den aus, der am lautesten lachte; es war Karl Zilkowski.

„Ich sehe Einem, der über mir lacht. Ich sehe Einem, dem seine Knochens zu fest im Leib sitzen. Wenn das wahr ist, dann will ich Dir nicht im Stich lassen. Du lachst? Wenn Du lachst, bist Du wohl noch klüger, als der alte Schweinebraten, welcher sich hier eben in seine Kombüs verzogen hat. Bist Du klüger, Karl? Gut, dann sag' Du uns, was jener Fullrigger für'n Schiff ist!"

„'N Orlog," antwortete Karl stolz.

„Was für'n Loch? 'N Orloch? Du Kerl willst wohl Spuntloch sagen! Ist Dich so versoffen zu Muth, daß Dich beim Anblick von 'nem Fullrigger die Spuntlöcher von die Branntweinfässer in 'n Sinn kommen? Oder willst Du Dir über mir lustig machen, Du altes Gesäner?"

„Beim Dän' sagen sie für Man of War Orlog."

„Also Du weißt, daß er 'n Man of War ist? Wenn Du weißt, daß es 'n deutschen Ausdruck dafür

giebt, warum gebrauchst Du ihn denn nicht? Soll ich Dir deutsch lehren, Karl?"

Der kräftige Meinungsaustausch wurde in diesem Augenblick abgebrochen. Denn die Möwe hatte ihre Flagge gesetzt, gleich darauf zeigte das Kriegsschiff die seine. Es war das bekannte rothe Kreuz in weißem Felde, in dessen oberster Ecke neben der Flaggleine sich das blau-weißrothe Unionszeichen von Großbritannien und Irland befand.

Die Fregatte segelte schlecht; die Fahrt der Möwe war mehr denn um einen dritten Theil schneller. Die Hamburger Bark näherte sich dem Kriegsschiff von Lee aus und mußte eine Minute später längsseit sein.

„Wenn wir diese Schnelligkeit beibehalten, werden wir keine Zeit haben, um mit dem Schiff zu sprechen. Lassen Sie die Untersegel aufgeien, Steuermann," befahl Wahlberg.

Der Befehl war kaum ausgeführt, als die Fregatte ebenfalls die Untersegel aufgeite und gleichzeitig die Bramsegel und sämmtliche Schratsegel niederholte.

Wahlberg und Lunt schauten einander an und lachten.

John aber benutzte die Gelegenheit, um wieder eine Rede zu halten.

„Seht Ihr, Männers? Da könnt Ihr sehn, was so'n Man of War ist. So 'ne Dämlichkeit ist mich noch nicht vorgekommen. Er sieht, daß wir ihm auf-

laufen, und nun geit er Allens zugleich auf, damit es heißen soll, daß er sich mit Absicht hat auflaufen lassen. Aber das ist ganz eingal; ob der Allens aufgeit oder Allens stehen hat; er macht niemals nicht keine Fahrt voraus. Karl, weißt Du, woran mir dieser Engelschmann erinnert? Er erinnert mir an die Schiff' von Deine Hochten bei Danzig, die mit alle Segels beigesetzt immer vor Anker zu liegen scheinen. Solch 'ne alte Pandel! Seht mich 'mal, wie er überholt, obgleich er außer seine drei Topsegels Allens aufgegeit hat. Er soll sich doch bloß nichts drauf einbilden, daß er Allens zugleich aufgegeit hat; wenn wir hier an Bord so viele Menschen hätten, wie er, dann machen wir das auch, und noch viel besser, als solch'n lauf'ger Man of War. Seht mich doch mal die viele Menschen an, die er auf die Back hat; selbstverständlich, wenn dreihundert Menschen auf die Back sind, die das Schiff auf den Kopf 'runterdrücken, dann ist es selbstverständlich, daß das Schiff nichts vorausjegeln kann. Seht Ihr ihnen in ihre weiße Jumpers? Wenn ich sie mich ansehe' mit ihre weiße Jumpers und ihre große Schnauzen und ihre Hosen, die oben viel zu eng und unten viel zu weit sind, und wenn ich sie reden hör' mit ihre große Schnauzen—Lichting, so 'n englischer Man of War-Matrose kommt mich immer vor, als wenn er erst Ruh' halten kann, wenn er mang meine Fingers gewesen ist und ich ihm 'einige von seine Därmels umgedreht hab'.

Jetzt kommen wir ihm noch mehr längsseit, jetzt können wir ihm noch besser in Augenschein nehmen. Was dieser Engelschmann für 'ne Visage hat; solche Schiff' sind' man bloß noch auf alte Bilders. Könnt Ihr die Achtergäst' sehen? Dort vorm Kreuzmast scheint die ganze Blase beisammen zu stehen. Der mit dem dicken Bauch und dem Krahnbalkengesicht und grauen Backenbart scheint mich der Kommedant zu sein. Glaubt Ihr, daß einer von die Man of War-Off'ziers, wenn er hier an Bord kommt und mit achtzehn Mann das Schiff über See bringen soll, glaubt Ihr, daß er das kann? Gott soll mir behüten. Jetzt spricht der mit dem Krahnbalkengesicht mit einem von die Achtergäst'; wahrscheinlich fragt er ihm, ob er sich auch seine blanke Uniform nicht naß gemacht hat. Wißt Ihr, was sie mir von die Man of War Off'ziers erzählt haben? Sie haben mir erzählt, daß das, was 'n richt'ger Man of War-Off'zier ist, wenn er sich sein' Uniform naß gemacht hat, alle Segels festmachen läßt. Wenn er sich naß gemacht hat, glaubt er nämlich, daß draußen Sturm weht. Wie ist es, Männers, wollen wir mit dem Engelschmann 'nen kleinen Spaß machen?"

„Ist mich längst eingefallen," sagte der Koch, welcher abermals in der Kombüsenthür erschienen war. Gleich darauf verschwand er wieder.

„Was ist Dich eingefallen, Koch?"

„Daß ich mir an dem Spaß betheiligen will," ließ

sich der Angeredete aus der Tiefe seines Reiches vernehmen. „Habt Ihr die alten Zylinderhüt' noch, die uns der Alte gab, als wir an die kanarischen Eiländer vorbeikamen, damit wir damit die Kanarienvögelchens greifen sollten, die sich oben mang die Segels herumtrieben?"

In diesem Augenblick war die Möwe vollständig längsseit der Fregatte gekommen und luvte so nah wie möglich an dieselbe heran. Die Mannschaft vorn unterbrach ihr Gespräch, um sich den Dingen zu widmen, die auf den Hinterdecken der beiden Schiffe vor sich gehen sollten.

„Wenn der nicht bei Trafalgar gefochten hat, dann ist er doch jedenfalls bei Navarino dabei gewesen," murmelte Wahlberg. „Lunt, wo schicken sie das alte Ding hin? Gewiß auf eine Kreuzfahrt, welche sie selber nicht für sehr wichtig halten."

„Was es durchs Alter eingebüßt hat, ersetzt es vielleicht durch seine Kanonen," bemerkte Lunt. „So weit ich sehen kann, führt es beinahe fünfzig Geschütze."

„Ja, klein ist der Seelenverkäufer nicht. Als er sich eben hinten aus dem Wasser hob, sah ich, daß er zweiundzwanzig Fuß tief geht. Das ist für eine Fregatte keine Kleinigkeit. Haben Sie das Brett mit dem Besteck außenbords anbringen lassen, damit er vergleichen kann?"

„Ja wohl, Kapitän Wahlberg. Dort, er antwortet bereits."

Vor dem großen Mast der Fregatte, außerhalb der in der doppelten Schanzkleidung eingelassenen Hängematten, war eben ein schwarzes Brett ausgehängt worden, auf welchem mit Kreide ein riesengroßes 0° geschrieben war.

„Null Grad," flüsterte Wahlberg. „Er hat dasselbe ausgerechnet wie wir. Wir schneiden also in diesem Augenblick den Aequator."

Aus dem Innern der Fregatte brachte in diesem Augenblick ein Matrose einen Säbel herauf und begab sich mit demselben zu der Offiziersgruppe vor dem Kreuzmast.

„Da schnallt sich einer den Säbel um; wohl der Offizier von der Wache. Gehen Sie ans Rad, Lunt, und sehen Sie darauf, daß richtig gelufft und abgefallen wird. Jetzt lassen Sie luven."

Durch die Marssegel der Möwe ging eine leise Bewegung. Die Topsegel der Fregatte waren so groß, daß sie den Segeln des Handelsschiffes den Wind fortnahmen.

Wahlberg rief die üblichen Bemerkungen hinüber. Dort drüben winkte der Wachthabende mit dem Arm, zum Zeichen, daß er Alles verstanden habe.

Die Möwe fiel ab, um wieder in Fahrt zu kommen, und luvte, nachdem sie dieselbe zurückgewonnen, wieder an das Kriegsschiff heran. Der Offizier drüben hob die Hand und setzte das Sprachrohr an.

„Ihrer Majestät Schiff „Nereus" —

Wahlberg winkte.

„Nereus, Meergreis, der Name paßt für das Schiff,“ murmelte er.

„Von Portsmouth — fünfundvierzig Tage in See —“

„Du Faulpelz,“ murmelte Wahlberg und winkte wieder.

Es mußte die Phrase kommen, in welcher der Bestimmungsort enthalten war. Aber der Offizier drüben unterbrach plötzlich seine Mittheilungen und drehte sich nach Demjenigen um, welcher, um mit John zu reden, ein Krahnbalkengesicht haben sollte.

„Aha, der Kommandeur muß ihm erst Weisungen geben,“ murmelte Wahlberg.

„Bestimmung — Südatlantic,“ rief der Engländer.

„Der Südatlantic ist groß. You bount for?“ schrie Wahlberg zurück.

„South Atlantic,“ wiederholte der Offizier gereizt. „Farewell!“

„Farewell! Du hast also keine Erlaubniß, zu verrathen, wo Du hingehst. Ist mir auch nicht viel gelegen, das zu erfahren. Lunt, lassen Sie Kurs steuern und grüßen Sie den Kerl mit der Flagge.“

Die Bark führte die Flagge oben an der Gaffel, während der Nereus die seinige an einem Flaggstock auf dem Heck gehißt hatte. Das Zeichen der Möwe

flog dreimal auf und nieder, während das Kriegsschiff seine Flagge nur einmal langsam und steif nieder und wieder emporholte.

Diese Flagge war kaum am Knopf angelangt, als sie auch schon wieder niederflog, dieses Mal mit viel weniger Feierlichkeit, als vorhin, und dann überhaupt verschwand.

„Was fällt ihm ein?“ rief Wahlberg verwundert. „Wir sind noch nicht einmal von seiner Seite fort, und er holt schon die Flagge nieder? Was ist das für ein Brauch?“

Er schaute noch eine Sekunde zu dem Engländer hinüber. Dann schien ihm etwas einzufallen, und er sah über das Deck seines eigenen Schiffes. Eben noch waren von vorn abgerissene Worte und das laute Lachen seiner Matrosen herübergeschallt; nun war es auf einmal merkwürdig still geworden.

„Er hat die Flagge niedergeholt, weil unsere Leute mit ihm Unfug treiben. Wartet, ich werde Euch —“ Wahlberg eilte nach vorn.

Da sah er denn allerdings ein Bild, welches den Zorn des königlichen Schiffes wohl rechtfertigen konnte.

Sechs Matrosen hatten sich auf der Back in Reih' und Glied gestellt, streckten die Unterleiber vor und ahmten das Präsentiren des Gewehrs nach, indem sie Handspeichen mehr oder weniger senkrecht vor sich hin-

ſtreckten. Einer hatte das Richtſcheit des Schiffszimmermanns in der Hand, richtete damit die ſchwankende Linie aus oder präſentirte auch ſelber, und ſchwang die ſonderbare Waffe in der Luft herum. Ein Anderer hatte ſich einen Keſſel vorgebunden, auf welchem er mit zwei Zinnlöffeln einen geräuſchloſen Wirbel trommelte. Auf „feinere Art“ zerſtreuten ſich drei Matroſen, zu welchen auch der verwundete John gehörte, der ſich übrigens ſeit Tagesanbruch den Teufel um ſeine Wunde ſcheerte. Sie hatten ſich ihre „Packchens“ angezogen, d. h. die Röcke, mit welchen ſie im Hafen am Sonntag auszugehen pflegten. Dann hatten ſie „Leeſegel“ geſetzt, d. h. ſie hatten aus altem Segeltuch gewaltige Vatermörder zugeſchnitten und dieſe zwiſchen Hals und Wollhemde geſteckt; endlich hatten ſie die „Bramſtengen fein getrimmt“, d. h. ſie trugen die Zylinderhüte, welche Wahlberg ihnen unlängſt geſchenkt hatte, damit ſie Kanarienvögel fingen, unendlich zerbolſt und unendlich kühn auf den wenig gepflegten Häuptern. In der Hand aber führte Jeder von ihnen — das war der Antheil, den der Koch an dieſem „kleinen Spaß“ genommen — ein Fernrohr, welches entweder lang nach der Art der gewöhnlichen Schiffsfernrohre war, oder wie ein Opernglas zwei Hülſen beſaß. Hier an Bord, an welchem täglich dreißig Pfund Fleiſch verzehrt wurden, mangelte es auch nicht an Knochen; der Koch hatte von den Knochen der heutigen

Nation die geeignetsten ausgewählt und in der Eile nautische Instrumente daraus gefertigt.

John und die beiden anderen Nautiker lüfteten fortwährend die Zylinderhüte nach der Fregatte hinüber oder beobachteten dieselbe fortwährend durch die improvisirten Fernrohre. Die Matrosen auf der Back wurden derweil nicht müde zu präsentiren.

Die nicht betheiligten Matrosen lachten oder ertheilten Rath, wie die Betheiligten es noch besser machen könnten.

John fiel in diesem Augenblick aus seiner Rolle als Man of War-Offizier. Er wollte den Engländer noch besonders ärgern; er kniete also auf der Schanzkleidung nieder, holte ein Tauende von unten herauf, zeigte es dem Engländer und gab ihm Zeichen, die den Vorschlag enthielten, der Engländer solle sich, da er so schlecht segle, ins Schlepptau nehmen lassen.

John hatte sich mit seinen Zeichen Mühe gegeben. Er ließ das Tauende fallen und setzte gerade sein Teleskop an, um zu beobachten, welche Wirkung sein Vorschlag auf das Kriegsschiff hervorgebracht hatte, als er sich plötzlich hinten ins Genick gefaßt fühlte und hintenüber gerissen wurde.

„Seid Ihr allesammt verrückt geworden? Hab' ich Matrosen an Bord oder kleine Kinder, die hinterm Ohr noch nicht trocken geworden sind? Werdet Ihr Euch von

der Back herunterscheeren oder soll Euch der Engländer mit einem Kartätschenschuß von dort herunterfegen? Tausend Mal hab' ich Euch gesagt, daß mir diese Dummheiten nicht gefallen, zu keiner Zeit, auch dann nicht, wenn sich ein lumpiger Kohlenkasten von uns auflaufen läßt; und nun nehmt Ihrs sogar mit dem Man of War auf? Ist denn kein Einziger unter Euch, der Demjenigen, welcher auf solche Ideen kommt, die Faust aufs Genick legt? Und Du, John, Du treibst Dich schon wieder an Deck herum? Ich glaubte, Du lägst im Sterben? Ich will Euch — fort mit dem Plunder!"

Wahlberg riß den „Man of War-Offizieren" die Hüte vom Kopf und die Fernrohre aus der Hand und schleuderte Beides über Bord.

„Wer in die Koje gehört, der scheer' sich zu Koje. Die backbordsche Wache hat nichts an Deck zu suchen; zu Koje. Du auch, John. Hast Du gehört?"

„Kap'tän Wahlberg, ich fühle mir schon wieder ganz wohl —"

„Wer sich verrückt anstellt, der ist nicht wohl. Der Schlag von gestern hat wohl auf Dein Gehirn gewirkt? Zu Koje!"

„Käp'tän Wahlberg, als der Engelschmann sich so dämlich anstellt' und alle seine Segels aufgeit', weil er sah, daß er mit uns nicht mithalten konnt', da wurden wir falsch und haben uns mit Recht 'nen kleinen Spaß

mit ihm erlaubt. Außerdem werden wir wahrscheinlich während der ganzen Wach' mit die Unterjegels herum wirthschaften müssen, um auch an die übrige Men of Wars mit Glanz vorbei zu kommen —"

„Die übrigen Men of Wars?"

„Dort übern Bug liegt 'n ganzer Haufen, Kap'tän Wahlberg."

Wahlberg sprang auf die Back und schaute durchs Glas. Dann begab er sich schnell nach hinten.

„Vor uns segelt eine ganze Flotte, Lunt. Der Nereus hier bei uns scheint zu derselben zu gehören und ist wohl nur deshalb zurückgeblieben, weil er so schlecht segelt. Können Sie die Schiffe sehen? Der Rumpf ist noch unter Wasser, die Takelage aber ist sichtbar. Drei Fregatten, welche im Dreieck segeln; weit in Luv haben sie eine Brigg, wohl ein Schnellsegler, ein Aviso. Können Sie die Schiffe sehen?"

Lunt hatte sein Glas vorm Auge, schielte aber wieder nach der Leeseite der Möwe. Als Wahlberg direkt fragte, schielte er nach links und warf einen beobachtenden Blick auf den jungen Kapitän. Der aber hatte sein Interesse nach vorn konzentrirt, schaute nicht nach Lee und merkte auch den Blick des Steuermanns nicht.

„Wenn man aus den Segeln schließen kann," bemerkte Lunt, „welche die Schiffe vor uns beigesetzt haben, dann könnte man glauben, daß dort Sturm weht. Sehen Sie,

Kapitän Wahlberg? Die Fregatten haben die Bramsegel festgemacht und die Brigg hat sogar die Untersegel in der Gei hängen."

Wahlberg schaute aufmerksam durch sein Glas.

„Das ist verständlich," sagte er nach einer Pause. „Sie wollen die Schnelligkeit unter sich ausgleichen; die Brigg segelt am schnellsten, darum treibt sie nur vor den beiden Marssegeln. Außerdem aber wollen sie sich wohl von dem Faulenzer einholen lassen, dem wir eben aufgesegelt sind."

„Um Mittag werden wir bei ihnen sein. Werden Sie unser Schiff mitten durch das Geschwader hindurch segeln lassen, Kapitän?"

„Selbstverständlich. Hat John Bull den Ozean gepachtet? Wenn er in der Weise segelt, daß er anderen Leuten das Fahrwasser versperrt, dann muß er sich auch darauf gefaßt machen, daß Leute, welche es eilig haben, zwischen seine Schiffe hindurch segeln. Mir fällt übrigens etwas ein. Erinnern Sie sich daran, daß der Wachthabende des Nereus vorhin nicht sagen wollte, wohin sein Schiff bestimmt war? Jetzt, da ich die anderen Schiffe vor mir sehe, ist mir sowohl der Grund seines Schweigens erklärlich, wie auch der Zweck der Kreuzfahrt. Die gehen nach dem Rio de la Plata, um Buenos Aires zu blockiren."

„Vielleicht gehen sie auch nach Ostasien. Wegen des

Krieges mit Rußland müssen sie dort auch ihre Schiffe verstärken."

„Um uns Kap der guten Hoffnung zu gehen, halten diese hier vor uns viel zu niedrig. Außerdem schickt man einen Meergreis wie den Nereus hinter uns nur gegen Nationen, die überhaupt keine Flotte besitzen. Also gehen sie nach dem Rio de la Plata. Am letzten Abend in Rotterdam habe ich darüber übrigens auch eine Notiz in der Times gelesen. Der Zeitungsschreiber glaubte damals, daß die englische Admiralität die Angelegenheiten am Rio de la Plata nicht genug beachtete; die Fregatten hier besagen das Gegentheil. Wir können Gott danken, daß dieser Nereus die Reise des Geschwaders aufhält und wir daher früher vor Buenos Aires sein werden, als die Kriegsschiffe. Wir finden die Stadt noch nicht blockirt und können die Ladung abliefern. Was wäre daraus geworden, wenn wir in einen brasilischen Hafen oder in Montevideo hätten einlaufen und dort Monate lang auf die Erledigung der Buenos Aires-Streitigkeit hätten warten müssen?"

„Viele Wege führen hinein, aber kein einziger heraus," erwiderte Lunt trocken. „Wenn wir auch jetzt in Buenos Aires einlaufen können, so wird doch die mittlerweile effektiv gewordene Blockade uns später hindern, wieder auszulaufen."

„Es kommt darauf an, wie lange die Blockade dauert.

In unseren Zeiten pflegt dergleichen ja schneller abgewickelt zu werden. Wir wollen sagen, daß die Blockade drei Monate dauert; das aber ist ungefähr die Zeit, welche man in Buenos Aires brauchen soll, um das Schiff zu leichtern."

„Und wenn die Blockade länger als drei Monate dauert, Kapitän Wahlberg?"

Wahlberg zuckte die Achseln und drehte den Kopf nach Lee. Lunt beobachtete ihn mit wachsender Spannung.

„Was ist das?" Wahlberg rief es überrascht und trat schnell auf die Leeseite. „Da ist ja noch einer! Und so nahe, daß man seine Hoftaue zählen kann!"

„Ja, noch einer," murmelte Lunt.

„Warum haben Sie mich denn nicht schon früher auf den dort aufmerksam gemacht?" fragte Wahlberg mit einem Blick auf den Steuermann.

„Weil ich den dort selber nicht gesehen hab'," antwortete Lunt kurz.

„Der hat ebenfalls Stückpforten, scheint also ebenfalls ein Kriegsschiff zu sein. Doch die kurzen Bramstengen, die hohen Bramsegel, nein, es ist kein Kriegsschiff."

„Nein," murmelte Lunt. Er hatte sich nicht die Mühe genommen, das Glas vors Auge zu führen, sondern beobachtete unausgesetzt seinen Kapitän.

Der ließ langsam das Glas sinken. Als er jetzt mit

auf dem Rücken gefalteten Händen auf und ab ging, war seine Stirn nachdenklich, beinahe düster.

Also hatten seine Matrosen doch recht gehabt, als sie in der Nacht gemeldet hatten, daß im Wetterleuchten zwei Schiffe zu sehen gewesen wären; eines in Luv und das andere in Lee. Die englische Fregatte war das Schiff in Luv gewesen; das Schiff in Lee aber, eben dasselbe, welches er gesehen, als er oben am Mast in Todesnoth schwebte, das hielt sich auch noch jetzt in Lee auf und verfolgte denselben Kurs wie seine Möwe.

Es wurde düsterer. Denn nun vervollständigte er seine Schicksalskette und fügte das Glied ein, welches in derselben noch fehlte und Vieles erklärte.

Der fremde Segler dort war ja das Schiff, bei welchem jenes schöne Mädchen an Bord war. Sein Gedächtniß und sein seemännischer Blick trogen nicht. Das war der schwere vierkantige Rumpf, die schmalen Rahen, wenig zahlreichen Segel der holländischen Ostindienfahrer; andere Merkmale deuteten darauf hin, daß es eben derselbe Ostindienfahrer war, welcher wenige Stunden vor der Möwe den Hafen von Rotterdam verlassen hatte.

Als ihr bleiches Antlitz in seiner Todesangst als Bestes und Letztes seine Gedanken kreuzte, da erschien zugleich das Schiff. Also sie war ihm nicht nur in Gedanken, sie war ihm auch in der That nahe gewesen.

Rief sie ihn zum Leben auf, um sich später von ihm abzuwenden und ihn allein sein Schicksal erfüllen zu lassen? Diese zweite Hälfte der Deutung wendete er auf seinen Traum an; es wurde ihm nicht schwer, ihn in dieser Weise zu deuten.

Lunt beobachtete den Kapitän noch eine Weile und trat ihm dann in den Weg.

„Soll das Vollschiff in Lee ebenfalls angesteuert werden, Kapitän Wahlberg?“ fragte er lauernd.

Er mußte seine Frage zweimal wiederholen. Dann endlich blieb Wahlberg stehen; aber er kämpfte mit sich, bevor er eine Antwort gab.

„Ja,“ sagte er leise. „Warum lächeln Sie?“

„Weil Sie vor einigen Minuten gesagt haben, daß wir Eile hätten, und weil sie trotzdem die Stunde drangeben, welche wir brauchen, um das Schiff dort zu erreichen.“

Wahlberg machte eine Bewegung. Er hatte sich auf einer Schwäche, auf einem Widerspruch ertappen lassen. Aber was ging das diesen Kerl an; hatte der ein Recht, so viel zu fragen?

Lunt fuhr fort zu lächeln.

„Steuermann,“ sagte Wahlberg heftig, „begeben Sie sich hinunter und lassen Sie das Großluk öffnen, damit die trockene Luft durch das Schiff zieht. Steigen Sie in den Raum und sehen Sie zu, ob durch das Schlengern

während der letzten Wochen etwas am Schiff oder an der Ladung ruinirt worden ist."

Lunts Lächeln verging plötzlich. In seinen Augen flackerte es auf; es schien ihm etwas eingefallen zu sein. Er senkte den Kopf, um das Flackern in den Augen zu verbergen.

„Haben Sie gehört, Steuermann?"

„Ja wohl, Kapitän Wahlberg." Lunt eilte über die Treppe zum Mitteldeck hinab; er lief dabei John in die Arme, welcher keine Arbeit in der Takelage verrichten konnte und sich darum erbeten hatte, außer der Reihenfolge am Steuer zu stehen.

Als John an Wahlberg vorbeikam, blieb er stehen und deutete auf das fremde Schiff.

„Ich hab' ihm gleich wiedergekannt, Kap'tän Wahlberg. Das ist nämlich der —"

„Hör', John. Wenn wir nachher dem Holländer längsseit kommen und die Untersegel aufgegeit werden, dann geh' wieder nach vorn und sorg' dafür, daß Alles recht geschwind und pünktlich geht; auch nachher, wenn die Schoten wieder vorgeholt werden. Gehört? Gebt Euch Mühe, Kerls."

„Wohl, weil dort Fräuleins an Bord sind, Kap'tän Wahlberg?"

Wahlberg erröthete etwas, antwortete nicht und drehte ihm den Rücken zu.

„Damit es mit die Schoten vorholen recht fix geht, werden wir nachher eins singen. Recht was Feines. Will Kap'tän Wahlberg, daß wir was singen sollen?"

Wahlberg antwortete nicht.

Der Steuermann hatte unterdessen die Presennige, die betheerten, wasserdichten Segeltuchlagen, mit welchen gleich den anderen Luken auch das Großluk bedeckt war, forträumen lassen; dann wurde die Luke geöffnet.

Der eigenthümliche Blick, mit welchem Lunt den letzten Befehl Wahlbergs übernommen hatte, ging in Spannung über, die größer wurde, je näher der Zeitpunkt rückte, an welchem die Luke aufspringen mußte. Als das geschehen war, gab er den betheiligten Matrosen schnell eine Arbeit auf, durch welche diese an Deck gefesselt wurden, und stieg dann allein in den Raum hinab.

Die Möwe hatte nur bis an die Zwischendecksbalken geladen; die Ladung bestand aus weißen Holzkisten verschiedener Größe. Vorn und hinten ragte je eine Schicht Kisten über die Zwischendecksbalken hervor; die Anzahl der ersteren war indessen nicht groß genug, um eine ganze Schicht bilden zu können. Man hatte also einige Reihen nach Steuerbord, andere Reihen nach Backbord gestaut und in der Mitte eine Art Gang freigelassen, welcher durch wagerechte Strebehölzer geöffnet gehalten wurde.

Lunt war keinen Augenblick darüber im Zweifel, wohin er sein Interesse zuerst wenden sollte.

„Nun werden wir erfahren, warum das Schiff gegen seine Gewohnheit vorn tiefer liegt," murmelte er.

Er begab sich nach vorn, und ohne viel zu suchen, fand er, was er finden wollte.

Ein hämisches Lächeln flog über sein Gesicht.

Das Schiff hatte in der That so sehr geschlengert, daß die Bewegung hier unten nicht ohne Folgen geblieben war. Einer der Strebepfeiler war nach beiden Seiten hin locker geworden und endlich zu Boden gefallen. Die Kisten hatten sich infolge dessen in Bewegung gesetzt und mochten unzählige Male mit großer Wucht an einander gerannt sein. Die Bretterwände der Kisten waren kreuz und quer gespalten.

Es gelang ohne große Arbeit, ein Stück Brett abzubiegen. Dahinter befand sich eine dicke Lage Heu; und hinter dem Heu — Lunt fühlte es mit der Hand — befanden sich, ebenfalls durch Heu von einander getrennt und in Wachstaffet oder dicke Leinwand eingeschlagen, lange, parallel liegende Röhren von ungleichmäßiger Rundung.

Der Steuermann arbeitete eine Minute mit dem Taschenmesser. Als er dann eine dieser Röhren bloßgelegt hatte, kehrte sein hämisches Lächeln, welches während der Arbeit etwas vergangen war, mit doppelter Stärke zurück.

Das war ein Gewehrlauf, das waren Gewehre.

Die Möwe führte Kriegskontrebande nach dem Rio de la Plata; war die letztere für Rosas oder für die Rebellen bestimmt?

Kapitän Wahlberg hatte behauptet, daß sein Schiff leichte Maschinen und Kramwaaren nach Buenos Aires brächte. Ob er wirklich nicht gewußt hatte, was seine Befrachter nebenbei noch in die Möwe gepackt hatten? Nein, er hatte es nicht gewußt: hatte er sich doch gestern noch darüber gewundert, daß sein Schiff vorn so tief im Wasser liege.

Lunt dachte nach.

Nützte oder schadete er seinem Kapitän, wenn er ihm verrieth, welche Ladung sich hier an Bord befand? Wenn er es ihm sagte, konnte Wahlberg Maßregeln treffen; also nützte er ihm. Das aber war nicht Lunts Absicht.

Er begab sich wieder an Deck, rief den Schiffszimmermann und ließ denselben unter seiner Aufsicht die Kistenbretter wieder sorgfältig repariren, ohne daß ihm der Inhalt der Kiste zu Gesicht gekommen wäre. Ebenso sorgfällig ließ er auch den Strebefeiler wieder herstellen.

Als er zum zweiten Mal oben erschien, ertheilte Wahlberg gerade dem Matrosen am Rade den Befehl, abfallen zu lassen und auf den Ostindienfahrer hinzuhalten.

Die Möwe empfand den Passatwind alsbald als Backstagswind und glitt mit doppelter Schnelligkeit über die Wellen.

VIII.

Es war neun Uhr geworden.

Auf dem holländischen Schiff hatte man bereits gefrühstückt; trotzdem war die Freiwache nicht zu Koje gegangen, und etwa zwanzig Matrosen, die meisten mit rothwollenen Hemden und weißen Segeltuchhosen bekleidet, standen oder lagen auf dem Vorderdeck herum. Es war längst bemerkt worden, daß der fremde Segler hinten im Luv ihr eigenes Schiff überholte und abgehalten hatte, um es anzusteuern.

An Deck herrschte Schweigen. Die Leute gingen nicht zu Koje, weil die Begegnung in dieser einsamen Gegend unter dem Aequator für ein Ereigniß gehalten wurde. Dieses Ereigniß genügte aber nicht, um die Unterhaltung der Holländer lebhafter zu gestalten.

Der Ostindienfahrer war ein großes Schiff, welches künstlerische Linien nicht aufzuweisen hatte und in dessen Einzelheiten Alles auf das Solideste und Nothwendigste beschränkt war.

Die Kajüte besaß nach vorn heraus eine breite Thür,

die in diesem Augenblick offen stand. An beiden Seiten der Thür führten bequeme Treppen auf die Kajüte hinauf. Dort oben standen zwei Schaukelstühle und einige Klappstühle; auf den Planken lagen einige Operngläser und ein geschlossenes Buch.

Das einfallende Licht, das Skylight hinter dem Besanmast, war aufgeklappt; von unten schallte eine lebendige Unterhaltung herauf, deren Hauptkosten eine frische, schnelle Mädchenstimme zu tragen schien.

Der Salon unten war geräumig, die Wände braun polirt. Die Anordnung der Geräthschaften war wie bei der Möwe; bei dem Holländer aber war das Sofa und die beiden Bänke nicht mit Sammet, sondern mit dunklem Leder beschlagen, und Tisch und Büffet waren nicht von Mahagoni, sondern von Eichenholz. Auf dem Boden lagen keine gelb- und rothdurchwirkten Espartograsmatten, sondern es glänzten dort unvermittelt die weißgescheuerten fichtenen Deckplanken. In einer Ecke der Kajüte sang in einfachem Käfig ein Kanarienvogel.

Man frühstückte noch.

Auf dem Sofa saßen die beiden Damen aus dem Theater von Rotterdam. Heute waren sie in helle Sommerkleider gekleidet; die mit dem runden Gesicht und dem bläulichen Schimmer auf der Oberlippe speiste noch und debattirte dabei; die Andere mit dem bleichen ovalen Antlitz und den großen schwarzen Augen aber hatte bereits

beendet. Sie hatte sich in die Sofaecke zurückgelehnt und schaute sinnend durch das Skylight zum Himmel empor.

Unfern des Sofas, an der Luvseite, saß der holländische Kapitän. Es war ein beleibter, in einen weißen Leinwandanzug gekleideter Herr mit gutmüthigem Gesicht, vergnügt zwinkernden Augen, ausrasirtem Kinn und eben solcher Oberlippe und mächtigem grauen Backenbart, der an beiden Seiten auf die Brust niederfiel.

Ihm gegenüber saß der Kavalier mit dem scharfen Gesicht und dem Knebelbart, welcher an jenem Abend die beiden Damen in das Rotterdamer Theater begleitet hatte. Weiter unten am Tisch saßen zwei schweigsame, blondbärtige Seeleute, welche über den farbigen Wollhemden einfache und abgenutzte Kittel trugen und sich nicht an der Unterhaltung betheiligten. Das waren der Obersteuermann und der Untersteuermann des großen Schiffes.

Die Unterhaltung wurde in spanischer Sprache geführt, welche Kapitän Vanbloem zur Genüge beherrschte.

Kapitän Vanbloem strich mit den Händen seinen Backenbart und reckte ihn dann nach beiden Seiten.

„Hat es geschmeckt, Sennorita Manuela?“

„Auf dieselbe Frage muß ich stets dieselbe Antwort geben: wie kommt es, daß es auf diesem Schiff nur sieben Gerichte zu essen giebt?“

„Weil dieses Schiff kein Hotel ist und weil wir uns bei diesen sieben Gerichten sehr wohl befinden.“

„Dagegen muß ich protestiren, Mynheer Vanbloem. Woher wissen Sie, daß ich mich wohl befinde?“

„Ich ersehe es aus Ihrem schönen, munteren Gesicht, welchem das vierzehntägige schlechte Wetter in keiner Weise anzusehen ist.“

„Rosarios Gesicht ist es ebenfalls nicht anzusehen. Wir sehen schön und munter aus, weil wir uns eingebildet haben, daß es heute etwas besonders Gutes zu essen geben würde. Aber es giebt nichts. Oder kommt nach diesem Plumpudding noch ein Gericht?“

„Ja, Kaffee. Aber warum sollte es heute etwas besonders Gutes zu essen geben, Sennorita?“

„Haben Sie uns nicht gesagt, daß wir heute über den Aequator segeln?“

„Ja.“

„Und ist das kein großes Ereigniß?“

„Warum sollte das ein großes Ereigniß sein?“

„Mynheer Vanbloem, ich muß mich über Sie wundern. Sie scheinen nicht zu wissen, daß mein Oheim, Rosario und ich heute wieder auf unserer heimathlichen Halbkugel anlangen. Wissen Sie das nicht, Mynheer Vanbloem? Wissen Sie nicht, daß Sie heute ein Reich betreten, in welchem wir die Herren sind? Wissen Sie nicht, daß hier mein Papa wohnt? Und wenn ich meinem Papa erzähle, daß es auf Ihrem Schiff an einem solchen Feiertage nicht Konfekt zu essen gegeben hat — Mynheer

Vanbloem, hier Oheim Terreros, von deſſen Worten Sie ſtets mehr zu halten vorgeben, als von den meinen, eben dieſer Oheim wird Ihnen ſagen, daß mein Papa ein Mann iſt, der Alles kann und außerdem keinen Scherz verſteht, und wenn ich ihm geſagt haben werde, daß es auf Ihrem Schiff kein Konfekt, keine Bonbons und keine Süßigkeiten zu eſſen gegeben hat, dann — Mynheer Vanbloem nehmen Sie ſich in Acht!“

Das wurde mit lachendem Munde und ohne Hinterabſicht geſprochen. Trotzdem wurde das gutmüthige runde Geſicht des Holländers plötzlich ernſt. Er unterließ es, ſeinen Backenbart zu ſtreichen, legte die Hände auf den Tiſch und ſchaute ſchweigend auf ſeine Serviette nieder.

Die andere junge Dame beugte ſich ſchnell vor.

„Glauben Sie ihr nicht, Seunor Capitan,“ ſagte ſie mit tiefer, melodiſcher Stimme. „Wenn ſie das zu ihrem Vater geſagt haben wird, wird er ihren hübſchen Kopf zwiſchen ſeine Hände nehmen, wird ihr die Stirn küſſen und wird ſagen, Manolita, verwöhne ich Dich nicht ſchon genug, willſt Du auch noch durch Andere verwöhnt werden? Capitan Vanbloem hat ſehr recht gethan, daß er ſich nicht in Deine Launen geſchickt hat, Manolita: ich bin ſo gut und habe Dich ſo lieb, Manolita, daß ich, und nur ich allein Alles für Dich thun will und kein anderer Menſch beläſtigt werden ſoll. Und nun geh' hin zum Capitan Vanbloem und reich' ihm die Hand

und bedanke Dich bei ihm, daß er Dich so sicher in die Arme Deines Papas geführt hat. Das Alles würde Manolitas Papa zu ihr sagen, Sennor Capitan; glauben Sie ihr also nicht."

Das schöne Mädchen lehnte sich wieder zurück.

Terreros lächelte spöttisch.

„Da die Tochter des Generals Urquiza die Versöhnlichkeit und Nachsicht meines Schwagers gewährleistet, so müßte Ihnen das allein schon beweisen, daß Ihr sorgenvolles Gesicht nicht am Platze ist, Capitan," sagte er etwas scharf.

„Oheim! Ich weiß nicht, warum Du wieder auf die Politik kommst," sagte Manuela heftig. „Was kann Rosario dafür, daß ihr Papa nicht mit meinem Papa übereinstimmt? Warum läßt Du Rosario nicht in Ruhe? Wenn wir nach Buenos Aires kommen, hat sich ihr Papa mit dem meinen wahrscheinlich längst wieder versöhnt und Alles ist wieder gut!"

„Im Interesse des Generals Urquiza wäre das zu wünschen," erwiderte Terreros kalt.

Rosario erhob sich.

„Und der Kaffee, Rosarito?"

„Ich habe keinen Appetit. Sennor Capitan, wenn Sie erlauben, begebe ich mich auf das Deck, um nachzusehen, ob das fremde Schiff schon näher herangekommen ist."

„So schnell geht das nicht, Sennorita; so schnell läßt sich unsere Johanna nicht einholen. Es dauert wenigstens noch eine Stunde, bis wir den anderen längsseit haben," sagte der Holländer. „Trinken Sie vorher Ihren Kaffee."

„Lassen Sie der Sennorita ihren Willen," fiel Terreros wieder ein. „Die Urquizas haben stets ihren eigenen Willen gehabt, und Rosario möchte nicht gegen die Familientradition verstoßen. Lassen Sie die junge Dame gehen. Wenn Ihr Herr Vater in Buenos Aires gegen die Staatsordnung verstoßen konnte, so ist es verständlich, daß hier an Bord die Tochter wenigstens gegen die Tischordnung verstößt. Thun Sie sich keinen Zwang an, Rosario."

Rosarios große Augen streiften den Sprecher kaum. Sie neigte den Kopf gegen den Kapitän und begab sich hinaus.

„Ich begreife Dich nicht, Oheim!" rief Manolita entrüstet. „Was hat sie Dir gethan?"

„Sie trägt einen Namen, der auch Dir bald weniger schön klingen wird," antwortete Terreros kalt.

„Was geht mich der Name an? Ist Rosarito nicht ein Engel?"

„Für einen Engel hat auch einst Dein Vater *ihren* Vater gehalten. Jetzt hat sich das geändert. Wann gedenken Sie Buenos Aires zu erreichen, Capitan?"

„Wenn der Passatwind beständig bleibt und Alles normal abläuft, in drei Wochen.“

„Qué horror! Werden auf der südlichen Halbkugel die sieben bisherigen Gerichte durch andere sieben Gerichte abgewechselt werden?“ fragte Senorita Manuela.

Als Rosario oben angekommen war, entfaltete sie den Sonnenschirm, streckte die Hand nach dem Buch aus und ließ sich in einen Schaukelstuhl nieder. Ehe sie das Buch entfaltete, warf sie einen Blick auf das Meer. Das Buch fiel auf den Boden.

Hellblau der Himmel und dunkelblau das Meer. Der Schaum, der hier und dort die niedrigen Wellen trennte, war heute nicht der Begriff der Gefahr; das war nur der feine weiße Pinselstrich, mit dem Künstlerhände die dunkelblauen Wellen gezeichnet, um sie an Formen und Farben noch schöner zu gestalten. Und ebenso geschah es oben am Himmel. Die weißen Federwolken, welche dort oben zogen, manchmal in gleichen Abständen von einander, manchmal mit einander spielend, einander einholend oder zurücklassend, sich auflösend oder sich zusammenballend, sie waren wie der Schaum auf den Wellen nur die blitzende, silberne Stuckatur dieses blauen Grundes, dieser blauen Hallen. Und der Künstler war dort oben wie hier unten der Wind, der, ein Lied vor sich her summend, heute nicht zerstören, sondern nur Meer und Himmel schmücken zu wollen schien.

Von Osten segelte die Möwe heran.

Sie war schneller herangekommen, als Mynheer Vanbloem, der unten noch seinen Kaffee trank, vermuthen mochte.

Alle Einzelheiten ihrer Takelage und ihres Rumpfes waren bereits sichtbar. Sie drehte das Vordertheil dem Holländer zu und ruhte etwas auf der Seite; ihre Untersegel schwellten außenbords über die See hinweg, wie die Ballkleider tanzender Damen. Wenn ihr Bug sich aus den Wellen hob, blitzte der Kupferbeschlag in der Sonne, und wenn der Bug sank, rollte plötzlich ein Berg von Schaum auf, der, schnell über den blauen Grund gleitend, und sich erst allmählich abflachend, Zeugniß von der Kraft und der Schnelligkeit ablegte, mit welcher das Schiff die Wellen theilte.

Rosario hatte sich weit in den Stuhl zurückfallen lassen, den Kopf auf die Brust sinken lassen und betrachtete das schöne Schauspiel.

Nun war der Augenblick gekommen, in welchem die Möwe den Ostindienfahrer überholen mußte. Bevor das geschehen war, geite sie die Untersegel und die Sky segel auf.

Gleich darauf drehte die Bark, deren langes, mit bronzefarbener Guirlande geschmücktes Gallion bisher auf das Heck des Holländers gerichtet gewesen war, langsam in den Wind. Allmählich wurde ihre Seite

sichtbar. Die Schnelligkeit nahm ab und wurde endlich der des holländischen Schiffes gleich.

Jetzt endlich bequemte sich einer der holländischen Matrosen, sich in die Kajüte zu begeben.

Rosario schaute bald unentschlossen auf die Operngläser, welche unweit von ihr auf dem Deck lagen, bald befangen nach dem fremden Schiff hinüber. Das war kaum zweihundert Schritte entfernt, lag parallel und die neugierigen Gesichter drüben waren auch ohne Fernglas erkennbar.

Welch' schönes Schiff! Innen ganz weiß, außen ganz schwarz, Alles so zierlich, hinten eine Bank, ein Skylight, welches aussah, wie ein kleiner Glaspavillon; wenn man ein Fernrohr benutzte, würde man die Einzelheiten gewiß noch besser betrachten können.

Unten in der Kajüte wurde das Geräusch plötzlich lauter; sie schienen sich Alle zugleich von den Sitzen erhoben zu haben.

Rosario entschloß sich und ergriff ein Glas. Sie warf den Sonnenschirm auf den Stuhl, schraubte das Glas auseinander und trat, vom strahlendsten Sonnenlicht umgeben und weithin sichtbar in ihrem weißen Kleid, bis an den äußeren Rand des Kajütendecks.

IX.

„Oho! Das ist ein Schnellsegler! Er ist wirklich schon heran. Ich habe nicht geglaubt, daß er so schnell herankommen würde," ließ sich die Stimme Kapitän Vanbloems vom Kajüteneingang her vernehmen.

„Unsere Johanna hat sich also wieder einmal blamirt," antwortete Manuela sehr zufrieden.

„Sennorita! Der da ist von der Seite hergekommen und der Wind hat ihm voll in die Segel geblasen, und wenn er auch ein bischen besser segelt, die Hauptsache für ihn ist doch der günstige Wind gewesen," rief der Holländer ziemlich unwirsch.

„Mynheer Vanbloem, wir kennen das. Es ist nicht das erste Mal, daß der Wind dafür büßen muß, daß unsere Johanna sich blamirt. Beruhigen Sie sich, Mynheer Vanbloem; reichen Sie mir gefälligst den Arm und führen Sie mich auf die Kajüte. Von hier unten kann ich das fremde Schiff nicht gut sehen. Führen Sie mich also hinauf!"

Im nächsten Augenblick erschien, die Sennorita

Manuela am Arm führend, der korpulente Mynheer auf der Kajüte; auf dem Kopf trug er einen breitrandigen Strohhut. Gleich hinter ihm kamen Terreros und der Obersteuermann.

„Oho! Ein Hamburger. Da er Skysegel führt, hab' ich ihn vorhin für einen Yankee gehalten. Zeigen Sie ihm unsere Flagge, Ernyzen!" rief Kapitän Vanbloem dem Untersteuermann zu.

„Wie hübsch das aussieht! Warum hast Du uns nicht früher gerufen, Rosarito? Die große rothe Flagge drüben ist viel hübscher, als unsere; was ist das für eine Flagge, Mynheer Vanbloem? Gieb mir das Glas her, Rosarito — oder nein — ich brauch' es nicht, hier am Boden liegt ein anderes — warum gehst Du fort, Rosarito, gefällt Dir das fremde Schiff nicht? Bleib' doch hier — Rosarito, wie kommt es, daß Du so roth bist?"

Als Manuela und die Anderen das Kajütendeck betraten, ließ Rosario gerade das Glas sinken. Gleichzeitig zog eine Blutwelle über ihr schönes Gesicht und ihre Augen senkten sich. Als Manuela sie fragte, war nur noch der letzte erblassende Schimmer ihres Erröthens sichtbar; aber auch dieser Schein war auf dem sonst stets bleichen Antlitz so ungewöhnlich, daß die Freundin ihn sofort bemerkt hatte.

Manuela war allzusehr mit dem fremden Schiff und der Hamburger Flagge beschäftigt. Kaum hatte sie

ihre Fragen ausgesprochen, als sie dieselben auch schon vergessen hatte.

Rosario begab sich schweigend nach der von der Möwe abgekehrten Seite des Ostindienfahres, an dessen Gaffel in diesem Augenblick die blauweißrothen Farben der Niederlande aufstiegen.

„Die rothe Flagge dort gefällt mir viel besser als unsere," fuhr Manuela lebhaft fort. „In der Mitte ist etwas Weißes; was hat das Weiße zu bedeuten, Mynherr Vanbloem?"

„Drei Thürme. Das Hamburger Wappen, Sennorita."

„Und was haben die drei Thürme zu bedeuten, Mynherr Vanbloem?"

„Sennorita, erinnern Sie sich dessen, was Sie eben gefrühstückt haben?"

„Ja. Trockenes Fleisch, über dessen Geschmack ich mich vorhin nicht zu äußern wagte."

Der Kapitän lachte.

„Es war Hamburger Rauchfleisch, Sennorita."

„Wie hängt das mit den drei Thürmen zusammen?"

„Die Thürme sind eigentlich nicht Thürme, sondern Küchen. In dem ersten Thurm wird es geschlachtet, in dem zweiten geräuchert und in dem dritten aufgegessen. Weil es ihr Nationalgericht ist, haben die Hamburger die Zubereitungsanstalten als ihr Wappen erklärt."

Manuela sah ihn von der Seite an.

Kapitän Vanbloem rieb sich froh die Hände.

„Mynheer Vanbloem, ich glaube Ihnen nicht. Sie machen sich lustig über den Hamburger, weil unsere Johanna sich heute wieder blamirt hat. Ich aber sage Ihnen, daß nicht allein die Flagge drüben hübscher ist, sondern daß mir auch das hamburgische Schiff besser gefällt."

Mynheer Vanbloem hörte mit dem Händereiben auf und zuckte die Achseln.

„Viel Staat und hohe Segel, Seinorita; aber sinken wird und muß es einst, wie jedes andere Schiff."

„Das kann Niemand wissen. Nun kommt es näher. Was bedeutet das?"

„Es will mit uns reden." Kapitän Vanbloem ertheilte dem Matrosen am Steuer einen Befehl. Gleich darauf ging der Ostindienfahrer etwas in den Wind und schien den Kurs der Möwe schneiden zu wollen; das Gallion der letzteren war bereits eine Minute vorher abgefallen und richtete sich auf den Kurs des Holländers. Die beiden Schiffe, eben noch einander parallel, näherten sich, indem ihr beiderseitiger Kurs einen spitzen Winkel bildete.

Manuela hatte die Pause benutzt, um mit ihrem Glas das fremde Schiff zu betrachten. Nun setzte sie es ab.

„Wer von Beiden wird zuerst reden, Mynheer Vanbloem?“

Der Holländer bedachte sich einen Augenblick.

„Da der Hamburger uns einen Besuch macht, werde ich der Erste sein, der ihm Auskunft giebt.“

„Sie sind ein höflicher Mann. In welcher Sprache werden Sie mit ihm reden?“

Kapitän Vanbloem dachte abermals nach. Sein Nachdenken dauerte dieses Mal länger.

„Wenn Holländer und Deutsche sich begegnen, pflegen sie deutsch zu reden,“ gestand er etwas kleinlaut.

„Deutsch verstehe ich nicht. Rosario und Oheim Terreros verstehen es ebenfalls nicht. Wenn Sie also Ihren Ruf als höflicher Mann behaupten wollen, müssen Sie in einer andern Sprache sprechen, Mynheer Vanbloem.“

Der Holländer faßte an den Strohhut und schmunzelte zufrieden.

„Ich werde englisch sprechen, Sennorita.“

„Sie haben Ihren Ruf als höflicher Mann behauptet, Mynheer Vanbloem.“

Die Schiffe waren nur noch hundert Schritte von einander entfernt. Manuela drehte sich nach Rosario um.

„Sie werden jetzt mit einander reden, Rosario. Warum stehst Du an jener Seite? Wenn Du zuhören willst, mußt Du hierher kommen.“

Rosario hatte ihr Glas auf die Möwe gerichtet und antwortete nicht.

Auch Manuela hob wieder das Glas, setzte es aber gleich darauf wieder ab.

„Dort drüben tritt Einer ganz nahe an das Geländer heran. Ist das der Kapitän, Mynheer Vanbloem?“

Der Holländer schaute durchs Glas.

„Möglich, daß es der Kapitän ist, Sennorita.“

„Der mit dem schmalen, blonden Bart, welcher ganz hinten am Geländer lehnt, ist also der Steuermann? Ich meine den, der die Arme übereinander geschlagen hat?“

„Der Steuermann? Wenn mein Steuermann sich bei solcher Gelegenheit erlauben würde, im Winkel zu stehen und die Arme übereinander zu schlagen, würde ich ihn zum Teufel schicken.“

„Bevor Sie ihn zum Teufel schicken, müssen Sie ihm den Kurs angeben. Der, welcher die Arme übereinander geschlagen hat, scheint also der Kapitän zu sein, nicht wahr, Mynheer Vanbloem?“

Mynheer hatte keine Zeit zur Antwort und trat schnell an den Kajütenrand heran.

Manuela drehte sich wieder zu Rosario um.

„Der hinten in der Ecke ist der Kapitän und der, welcher mit uns reden wird, ist der Steuermann, Rosario. Wenn Du Alles verstehen willst, komm hierher.“

Rosario regte sich nicht. Manuela hatte keine Zeit,

sich über die Theilnahmlosigkeit Rosarios den Kopf zu zerbrechen und wendete ihre Aufmerksamkeit wieder dem Fremden zu.

„Mynheer Vanbloem, um Gotteswillen, Mynheer Vanbloem, jetzt sind sie ja nur noch fünfzig Schritte von einander entfernt! Sehen Sie das denn nicht, Mynheer Vanbloem? Was will der Andere eigentlich? Mynheer Vanbloem, um Gotteswillen! Wenn Sie sich übersegeln lassen, dann sag' ich es meinem Papa, und dann —"

Manuela brach ab. Es war Lunt, der drüben an das Geländer des Quarterdecks herangetreten war; er hatte eben den Arm gehoben und gewinkt.

Der Holländer winkte mit dem Sprachrohr. Gleich darauf schnitt seine Stimme kräftig nach Luv in den Passatwind hinein:

„Rotterdamer Vollschiff Johanna — von Rotterdam — mit Stückgütern — nach Buenos Aires — sechsunddreißig Tage in See —"

„Rosario, Rosario, hast Du gesehen? Der mit dem blonden Bart hat eben eine Bewegung gemacht und nun spaziert er über das Deck und sieht dabei so tiefsinnig aus, als wenn ihn das Alles gar nichts angeht — siehst Du ihn, Rosario? Die Arme hat er noch übereinander geschlagen — es ist übrigens ein schlanker Mann, er hat auch ein feines Gesicht und sieht gar nicht aus, wie ein — aber galant scheint er nicht zu sein, denn er scheint

uns den Rücken zukehren zu wollen — nein, er thut es nicht, er kehrt wieder auf seinen alten Platz zurück, siehst Du ihn, Rosario? Das ist der Kapitän! Siehst Du ihn?"

„An Bord Alles wohl!" schloß Kapitän Vanbloem seinen Bericht.

Dann kehrte er sich wieder zu dem Matrosen am Steuerrade um und ertheilte Befehle.

Es erfolgte dasselbe Manöver, welches kurz vorher während der Begegnung zwischen der Möwe und dem englischen Kriegsschiff ausgeführt worden war. Die beiden Schiffe waren in gefährliche Nähe zu einander gerathen, steuerten nach auswärts, bis sie wieder zweihundert Schritte getrennt waren, und richteten dann den Bug abermals auf die beiderseitigen Kurslinien.

Nun waren sie wieder auf fünfzig Schritte an einander heran.

Der Holländer winkte über sein Schiff; die in diesem Augenblick lebhafte Unterhaltung seiner Matrosen vorn hörte auf.

Es herrschte tiefe Stille. Von drüben konnte man das Wehen der Hamburger Flagge hören. Lunt hob den Arm.

„Hamburger Bark Möwe — sechsunddreißig Tage in See — von Rotterdam — mit Stückgut — nach Buenos Aires —"

Rosario erröthete, machte eine heftige Bewegung und ließ das Glas sinken.

„Alles wohl an Bord — glückliche Reise!“ rief Lunt.

„Glückliche Reise!“ antwortete der Holländer.

Die beiden Schiffe hielten ab, das eine in den Wind, das andere vom Winde ab.

Manuela kehrte sich um.

„Hast Du gehört, Rosario, der segelt ebenfalls nach Buenos Aires! Wir werden also das Vergnügen haben, ihn dort —“

Sie hielt plötzlich inne.

Als sie sich umdrehte, war die Gluth auf Rosarios Antlitz noch nicht erblichen; als die Letztere von Manuela angeredet wurde, erschien die Gluth abermals und in noch tieferen Farben auf ihrem schönen bleichen Gesicht.

Manuela stand unbeweglich. Sie öffnete die Lippen, schloß sie aber sofort wieder.

Die Andere senkte die Augen, bewegte den Kopf nach rechts, schien sich umdrehen zu wollen. Dann besann sie sich und führte schnell wieder das Glas vor die Augen. Dieses Mal aber schaute sie nicht hindurch.

Manuela bewegte sich noch immer nicht. Erst als die Anderen, durch das unerwartete Schweigen des lebhaften Mädchens aufmerksam gemacht, sich ebenfalls umdrehten, veränderte sie die Stellung.

Aber sie sprach auch jetzt noch nicht.

Drei oder vier Mal hob sie das Glas, schaute zur Möwe hinüber, und drei oder vier Mal ließ sie es sinken und drehte sich nach Rosario um. Die hielt mit ihrem Glas unausgesetzt das Gesicht bedeckt.

Terreros und der Kapitän machten interessirte Gesichter; Beide schienen eine Frage auf den Lippen zu haben.

„Mynherr Vanbloem, ich wollte fragen" — Manuelas Stimme klang dieses Mal sehr theilnahmlos — „ich wollte fragen, Mynherr Vanbloem, wie kommt es, Mynheer Vanbloem — ja, jetzt besinne ich mich — ich wollte wissen, wie es kommt, daß jenes Schiff, welches doch viel schneller segelt als unsere Johanna, trotzdem sechsunddreißig Tage unterwegs ist, also ebenso lange, wie unsere kurzathmige Johanna? Wie kommt das, Mynheer Vanbloem?"

Der Holländer verzog das Gesicht. Dann aber siegte seine seemännische Ehrlichkeit über die spöttischen Zusätze, mit welchen er die Reise der Möwe anfänglich erklären zu wollen schien.

„Das kann auch dem schnellstsegelnden Schiff passiren, Sennorita. Wahrscheinlich hat der Hamburger etwas weiter ostwärts oder westwärts, als wir, gehalten und ist dort einer flaueren Brise begegnet. Schiffe, welche nur eine Meile auseinanderliegen, haben doch manchmal den Wind aus verschiedener Richtung und von verschiedener Stärke."

„Das ist interessant," sagte Manuela gedankenvoll. Dann beobachtete sie die Uebrigen. Ihr Einwurf hatte genügt, um Jene wieder nach dem fremden Schiff schauen zu lassen. Als sie das festgestellt hatte, drehte sie wieder den Kopf und streifte Rosario mit einem verstohlenen Blick.

Die Letztere war wieder bleich geworden. Das Glas ruhte unbenutzt in ihrer Hand; ihr Körper war etwas vorgebeugt, mit halb geöffneten Lippen lauschte sie.

Dann trat sie schnell auf die Windseite des Schiffes.

„Ich glaube, sie singen drüben, Manolita," flüsterte sie.

Manuela begab sich schweigend an ihre Seite und legte den Arm um ihre Taille.

Die Möwe segelte noch beim Winde. Ihre Untersegel waren eben gefallen. Nun wurden sie vorgeholt. Beinahe wagerrecht blähte der Passatwind sie vor sich her; unter den Sonnenstrahlen, welche beinahe senkrecht fielen, erschienen sie weiß wie Schnee und leuchteten weit über das Meer. Das Schiff fühlte den neuen Druck; hoch hob sich sein Bug aus der dunkelblauen Fluth und gleich darauf rollte der Schaum höher vor ihm her.

Das Bild war in diesem Augenblick von unvergleichlicher Schönheit.

Rosario schmiegte sich an die Freundin. „Hörst Du, Manolita?"

„Und siehst Du, schönes Mädchen,
Weiße Segel auf blauer See,
Dreh' schnell ihnen den Rücken,
Denn für Dich giebt's dort nur Weh'.

Ein Anker läßt vom Grunde,
Und wär' er noch so schwer,
Doch rechte Lieb' läßt nicht vom Herzen,
Die dauert ewig, wie das Meer."

Weich und melancholisch, aus einer Ferne kommend, welche wegen der Einsamkeit und Unermeßlichkeit des Ozeans noch größer schien, als sie es in der That war, tönte der Gesang von der Möwe über das Meer.

X.

Es war wieder Nacht geworden. Aber trotz der Nacht welche die über das Weltmeer schwimmenden Gegenstände noch verlorener, den Lauf eines Schiffes noch unheimlicher und unbestimmter erscheinen läßt, besonders wenn man von der Küste oder vom Bord eines anderen Schiffes in die Dunkelheit schaut und in ihr ein Schiff voraussetzt; trotz alledem schien die Fahrt der Möwe und der Johanna in dieser Nacht keine unheimliche Seefahrt, sondern eher eine Lustfahrt zu sein.

Beinahe geräuschlos schwankte der Ostindienfahrer über die Fluthen. Die mächtigen Segelflächen waren im Sternenlicht bis hoch oben sichtbar. Die Mastspitzen bewegten sich; aber die Kreise, welche sie um die Sterne beschrieben, waren nur klein. Sie schienen mit ihnen zu spielen. Das Meer war sichtbar; aber nur als Ganzes, nicht in seinen Einzelheiten. Nur dort, wo das vorwärts segelnde Schiff sich an dem Wasser rieb, war ein breiter Streifen bläulichen, phosphoreszirenden Lichtes zu sehen, welcher das Schiff wie ein unzerreißbarer Gürtel be-

gleitete. Das war das Licht, welches von den übertreibenden Landmenschen Meerleuchten genannt worden ist. Wo das Wasser sich hinter dem Schiff wieder zusammenschloß, zog das letztere dieses bläuliche Licht wie eine leicht rauschende, mit Arabesken besetzte Guirlande hinter sich her.

Kapitän Vanbloem hatte seinen Passagieren eröffnet, daß man den Aequator passirt habe, daß es demnach gerechtfertigt sei, wenn er eine neue Flasche Genever anbreche und sie mit allerlei anderen Dingen zusammenmische, auf daß die Mischung einen Punsch bedeuten könne.

Rosario hatte denselben gekostet, sich alsdann entschuldigt und war nach oben gegangen. Manuela blieb mit Terreros, dem Kapitän und dem Oberstenermann in der Kajüte und nahm an dem Gespräch Theil. Der Unterstenermann hatte sich ebenfalls an Deck begeben; da ihn jedoch die Nähe der jungen Dame genirte, hielt er sich in der Nähe des großen Mastes auf und störte sie nicht.

Rosario hatte sich in einen Schaukelstuhl niedergelassen, gebrauchte den Fächer und sann still vor sich hin.

Ueber ihr erhob sich der Kreuzmast. Wenn die weißen Rahsegel, der Bewegung des Schiffes folgend, sich nach vorn neigten, dann schwellten sie höher auf; wenn sie nach hinten neigten, zitterten sie, es bildeten sich Falten und sie machten den Versuch, sich flach an die

Stengen zu legen. Dieses fortwährende Flachwerden und Schwellen sah aus wie Athemholen; es schläferte ein.

Rosario schloß die Augen und ließ den Fächer auf das Deck fallen. Aber sie schlief nicht. Ihr Fuß begann der Bewegung des Schaukelstuhls nachzuhelfen; endlich öffneten sich auch ihre Lippen, und die Bewegung des Fußes und des Stuhls schloß sich alsbald dem Rhythmus der Melodie an, welche Rosario leise vor sich hinzusummen begann. So verging die Zeit.

„Rosarito!"

Die Angeredete öffnete erschreckt die Augen. Vor ihr stand Manuela.

„Erschrick nicht, Rosario. Ich bin heraufgekommen, nicht um Dich zu erschrecken, sondern um Dir im Gegentheil etwas mitzutheilen, das Dir vielleicht erwünscht ist. Willst Du den Text zu der Melodie kennen lernen, welche Du da eben vor Dich hingesummt hast?"

Rosario schloß wieder die Augen.

„Woher kennst Du den Text?" fragte sie leise.

„Mynheer Vanbloem hat ihn mir mitgetheilt. Mynheer Vanbloem hat mir erzählt, daß das Lied, welches heute auf dem deutschen Schiff gesungen wurde, auch auf den holländischen Schiffen bekannt ist. Die Geschichte, welche es enthält, ist ziemlich einfach. Ein Seemann geht über das Meer, ertrinkt und seine Braut muß natürlich weinen: zum Schluß aber wird allen Mädchen der Rath

ertheilt, sich mit keinem Seemann einzulassen, weil die Liebe ein Ding ist, welches ewig dauert, der Seemann aber dazu berufen ist, zu ertrinken, bevor noch die Liebe recht genossen worden ist."

Rosario antwortete nicht.

Manuela schob den zweiten Schaukelstuhl neben denjenigen Rosarios und setzte sich nieder.

„Die Geschichte ist, wie Du sie siehst, in der That sehr einfach und ziemlich verständlich. Trotzdem soll es Mädchen geben, auch noch heute soll es sie geben, welche sich nicht fürchten, sondern sich hie und da mit Seeleuten einlassen."

Rosario schwieg.

Die Andere stand auf, hob zugleich den Schaukelstuhl hinter sich empor, drehte sich und den Stuhl um und ließ sich an Rosarios Seite nieder. Dann nahm sie ihre Hand und spielte mit derselben.

„Der grüne Stern dort unten ist der Sirius. Und der dort oben, der oberste im Sternbild des Orion, heißt Beteigeuze," begann sie wieder.

„Du bist in England zur Gelehrten geworden," sagte Rosario lächelnd.

„Mynheer Vanbloem hat mir vor dem Abendessen erzählt, daß diese Sterne so heißen. Sieh Dir diese Sterne an, Rosarito. Fällt Dir nicht etwas an ihnen auf? Mir fällt an ihnen auf, daß der Sirius so grünlich aus-

sieht und so strahlt, und daß die kleine Beteigeuze ebenfalls strahlt, aber bescheidener, mädchenhafter, und daß sie dabei erröthet. Das bedeutet, daß dieser hoffnungsgrüne Sirius im Begriff ist, erhört zu werden. Ist es nicht sonderbar, daß sich sogar die Sterne mit Liebeleien abgeben, Rosarito?"

„Da sie fortwährend die Liebelei am Lande ansehen müssen, so ist es kein Wunder, daß sie sich endlich ein Beispiel daran nehmen," gab Rosario leise zurück.

„Nicht allein die Liebelei am Lande, sondern auch die auf dem Meere. Glaubst Du nicht, Rosario, daß auch Liebeleien auf dem Meere vorkommen?"

„Sie können vorkommen," sagte Rosario noch leiser.

„Sie können nicht allein vorkommen, sondern sie kommen wirklich vor. Da ich aber augenblicklich kein Beispiel anführen kann, so wollen wir zu einem anderen Gesprächsstoff übergehen, der uns von dem Meere, das uns wahrscheinlich nicht Rede stehen wird, wenn wir sein Zeugniß über irgend eine Liebelei anrufen, wieder an das Land zurückführt. Vielleicht ist das Land redseliger. Dreh' Dich einmal um, Rosario. Siehst Du dort hinten den blassen Stern? Ich meine denjenigen, welcher dicht über dem Horizont steht. Er ist eben aufgegangen und wird bald wieder untergehen. Mynheer Vanbloem hat mir erzählt, daß wir Beide ihn heute wahrscheinlich zum letzten Mal sehen. Es ist nämlich der Nordstern, Rosario. Wenn

wir dort oben im Norden etwas zurückgelassen haben, das uns am Herzen liegt, dann ist dieser Stern das Letzte, welches uns daran erinnert, oder welches darauf herabsieht. Wir müssen uns also feierlich stimmen, um Abschied von dem Stern zu nehmen; denn nur noch eine Stunde können wir ihn sehen und dann niemals mehr. Bist Du feierlich gestimmt, Rosarito?"

Rosario drehte dem Polarstern den Rücken zu.

„Nein," sagte sie lächelnd.

Manuela beugte sich schnell vor und sah ihr tief in die Augen.

„Du hast also Dein Liebstes mit in den Süden genommen, Rosario?" fragte sie schnell und leise.

Rosario machte eine Bewegung und schloß die Augen. Trotz des matten Sternenlichts konnte Manuela sehen, daß sie erröthet war.

Es folgte eine Pause. Rosarios Augen blieben geschlossen.

Manuela näherte die Lippen Rosarios Ohr.

„Was Du für lange, schwarze Wimpern hast," flüsterte sie. „Weißt Du, woran ich denke, wenn ich diese langen, schwarzen Wimpern sehe? Ich denke daran, daß Deine schönen Augen jetzt schon Trauer tragen müssen um den Mann, den sie einst tödten werden."

„Sag' das nicht! Ich will Niemand tödten!" rief Rosario laut und leidenschaftlich.

„Du nicht; Deine Augen."

„Warum meine Augen?"

„Weil sie so schön sind."

Rosario legte beide Hände vor das Gesicht. Die Andere löste dieselben, drückte sie nieder, hielt sie mit der einen Hand fest und deutete mit der andern Hand rückwärts über die Schulter in der Richtung, in welcher die Möwe segeln mußte.

„Kennst Du ihn schon lange? Wo hast Du ihn kennen gelernt, Rosarito? Aber beruhige Dich doch, er segelt ja nach Buenos Aires, Du siehst ihn ja wieder."

„Manolita, warum hast Du vorhin gesagt, daß meine Augen ihn — nein, nein, er soll nicht um mich sterben, eher ich um —"

„Du um ihn? So lieb hast Du ihn?"

Sie schmiegten die Köpfe zusammen und flüsterten.

„Also nur einmal hast Du ihn gesehen?" fragte Manuela nach einer Pause. „Nur damals im Boot?"

Rosario nickte.

„Und weiter weißt Du nichts von ihm? Aber er wird Dich an jenem Abend wohl recht seltsam angesehen haben und solch ein Blick bringt eine Wirkung hervor, als wenn man einen Mann schon ein ganzes Jahr lang kennt und von ihm schöne Redensarten hat anhören müssen. Ich weiß nicht, warum Du so traurig bist, Rosario. Er segelt ja ebenfalls nach Buenos Aires. Dort werden

wir ihn schon auffinden; da mein Papa dort regiert, wird das nicht so schwer sein. Und wenn wir ihn gefunden haben, sagen wir ihm, daß er bei uns bleiben soll; natürlich nur, wenn er Dich verdient. Aber ich glaube, daß er Dich verdient. Er hat dunkelblaue Augen; und mit denen sah er so tiefsinnig und gebildet drein, als er über das Deck ging. Der ist von ganz anderem Schlage als Mynheer Vanbloem. Warum bist Du so traurig, Rosarito? Früher gabst Du mir stets gute Lehren und warst immer so ernst und so überlegen und ich war Dein gehorsames Kind. Nun ist es umgekehrt. Wie kommt das, Rosarito?"

Rosario lächelte.

„Ernst bin ich auch jetzt und ein Kind bist Du auch heute, Manolita. Wenn er auch nach Buenos Aires segelt, glaubst Du, daß er dort bleiben wird?"

„Wenn er kein Geld hat, schenken wir ihm etwas und dann bleibt er."

Rosario streichelte ihr das Gesicht.

„Und wenn er vermögend ist und nicht bleiben will?"

„Dann ist ihm nicht zu helfen. Aber hältst Du es für möglich, daß er, nachdem er in Deine schönen Augen gesehen hat, nicht bei uns bleiben will?"

„Wenn meine Augen schon heute Trauer tragen müssen um den Mann, den sie einst tödten werden, dann

wird er, wenn er das erfährt, sich hüten, noch einmal hineinzusehen," flüsterte Rosario und schaute über das Meer.

„So hab' ich das nicht gemeint. Und Du hast es auch nicht so gemeint. Ich hab' gemeint, daß schöne Augen einen Mann nur in der Weise tödten, wie alle Mädchen es wünschen. Wie Du und ich es auch wünschen, Rosario. Wünschen wir das etwa nicht?"

Diese antwortete nicht.

„Wenn er nicht bei uns bleiben will, um ein reicher Mann zu werden," fuhr Manuela eifrig fort, „so mag er doch bleiben, um nützlich für das Land zu werden. Papa ärgerte sich früher stets darüber, daß so viele Italiener in das Land kommen, welche gleich am Regieren theilnehmen wollen und sich verschwören. Papa sagte, es wäre viel besser, wenn dann und wann ein Deutscher käme; das seien Leute, auf welche man sich verlassen könnte, außerdem hätten sie so viel gelernt, daß sie auf allen Gebieten zu brauchen seien. Warum schweigst Du, Rosario?"

Die Angeredete schaute noch immer in Nacht und Meer hinaus. Als Manolita nicht zum zweiten Mal fragte, begann sie wieder leise die bekannte Melodie vor sich her zu summen. Endlich brach sie von selber ab.

„Wie war doch das Lied, das auf dem fremden Schiff gesungen wurde? Hieß es nicht darin, Manolita,

daß ein Mädchen sich nimmermehr mit einem Seemann einlassen solle, da er dazu berufen sei, zu ertrinken? Wiederhole es mir, Manolita."

„Nein. Und darüber zerbrichst Du Dir jetzt den Kopf? Was legst Du dem Lied für einen Sinn unter, Rosarito! Bedenke doch, daß es nicht nur auf jenem einen Schiff gesungen wird, sondern auf vielen Tausenden. Weil es auf so vielen Schiffen gesungen wird, darum war es auch dem Mynheer Vanbloem bekannt, er hat es mir übersetzt und ich habe es Dir erzählt. Ein ander Mal werde ich Dir nichts erzählen."

Rosario summte wieder die Melodie.

„Manolita," begann sie endlich wieder leise, „wenn Alles gut geht und er steht zu Deinem Vater, was hab' ich davon, Manolita?"

Die Letztere erhob sich und warf stürmisch die Arme um Rosarios Hals.

„Wenn wir in Buenos Aires ankommen, dann hat Dein Papa sich mit meinem Papa ja längst wieder versöhnt, es kommt also nicht darauf an, ob der mit den blauen Augen zu Diesem oder zu Jenem steht. Das geht ja dort Alles so schnell: heute empören sie sich, und morgen schließen sie wieder Frieden!"

„Mein Vater ist zwanzig Jahre Deines Vaters Freund gewesen. Ich kenne ihn; wenn er sich entzweit,

muß er dazu viele und schwere Gründe haben, und entzweit sich für immer!"

Manuela senkte den Kopf. Dann umfaßte sie die Freundin inniger.

„Wir Beide aber wollen uns niemals entzweien, wir wollen uns immer lieb haben, und wenn wir sehen, daß Andere Böses thun, dann wollen wir Gutes thun, immer, immer und immer, nicht wahr, Rosario?"

„Immer."

Arm in Arm gingen sie auf dem Kajütendeck auf und ab.

„Wie schön und ruhig die Nacht ist," sagte Manuela. „Siehst Du dort hinten im Kielwasser, wie es durch das blaue Licht manchmal wie ein breites weißes Licht huscht? Ich glaube, das sind die Delphine. Wenn meine Violine nicht so tief unten im Koffer verpackt wäre, dann würde ich sie jetzt holen und spielen. Vielleicht ist es wahr, daß die Delphine, wenn sie Musik hören, näher kommen, um zu lauschen."

Rosario antwortete auch jetzt nicht.

Plötzlich blieb sie stehen.

„Wollen wir beten, Manolita?"

Diese beugte sich wieder vor und schaute ihr in die Augen, welche sich langsam senkten.

„Wie Du willst," sagte sie weich. „Unsere Rosenkränze sind allerdings ebenfalls verpackt, aber —"

Rosario deutete schweigend auf das südliche Kreuz. Manuela nickte.

Rosario kniete auf den weißen Mastenkragen des Kreuzmastes nieder und lehnte das Haupt an den Mast; die Andere kniete an ihrer Seite, umfaßte dabei Rosarios Taille und legte den Kopf auf deren Schulter. Die Augen Beider waren auf das Kreuz des Südens gerichtet.

Hinter ihnen, unbeachtet, obwohl auf Nimmerwiedersehen, versank in den Wellen der Nordstern.

Ende des ersten Bandes.